Mosaik.

Ausgewählte Erzählungen

von

Ernst Willkomm.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Hübner.
1860.

Inhalt.

I.

Martin Ulrich.

1.

„Da schlägt's zehn und das Mädel kommt wieder nicht heim", sprach der Bergbauer Martin Ulrich, verdrießlich aufstehend und den braunen Flaserkopf seiner Tabakspfeife auf dem Ofensimse ausklopfend. „Zweimal schon hab' ich sie verwarnt, ich denk' in Liebe, 's hat aber nicht verschlagen. Wenn sie mir nicht im Guten gehorsamen will, kann ich auch 's Rauche herauskehren und ein strenges Wort mit ihr reden".

„Das Mädel ist jung", versetzte Elisabeth, des Bauers Frau, das Predigtbuch, in dem sie alter Gewohnheit nach gelesen hatte, zuschlagend und es rückwärts in einen an der Wand angebrachten Schrank stellend. „Das Heimgehen will nicht schmecken, wenn die Andern noch lustig sind. Denk' an unsere jungen Tage, Martin! Wir haben uns auch manchen lieben Abend gedreht, bis der Wächter die elfte Stunde rief!"

„Wir! Das war ein ander Ding!" fiel der Bauer hastig ein. „Wir waren dazumal versprochen".

„Da kommt sie schon", sagte Elisabeth. „Ich hörte das Hofthor zuklappen".

„Und ich will ihr gleich guten Abend sagen".

„Martin, mach' keinen unnützen Lärm!“ bat die Frau, ihn am Arm fassend. „Die Marianne ist gut, sie hat was gelernt, und wenn sie einmal heirathet, stellt sie eine richtige Musterwirthin vor“.

„Du hast den Narren an ihr gefressen, darum verziehst du sie“.

„Und du quälst sie mit deinen Nergeleien und machst sie widerspenstig“.

„Weil ich nicht will, daß sie in schlechten Ruf kommen soll“.

„'s ist unser Kind, unser einziges! das verwirft sich nicht“.

„Willst du's halten? Wie war's denn mit Augustin's Marlise? Die alte Großmutter rührte der Schlag, als sie die Geschichte erfuhr, und der Vater schämt sich heute noch, so oft eine junge Braut am Gerichtsstande ihm offen ins Gesicht sieht. Er war Gerichtsmann, ich bin blos Bauer!“

Das Gespräch wäre zwischen den beiden Ehegatten wohl noch eine Zeit lang fortgeführt worden, hätten sich nicht leichte Tritte auf der hart geschlagenen Lehmdiele hören lassen. Gleich darauf trat die Tochter des Hauses, ein schlankes Mädchen von höchstens achtzehn Jahren, in bäuerlicher Sonntagstracht, in das Stübchen der Aeltern. Marianne sah heiter und glücklich aus. Die von Freude und Jugendfrische gerötheten Wangen standen ihr allerliebst. Große braune Augen lachten sorglos in die Welt hinein, und indem sie zutraulich dem am Ofen lehnenden Vater die schwielige Hand reichte, sprach sie herzlich:

„Guten Abend, Vater! Meinen Kammerschlüssel!"

„Hm! Bist müde?" brummte Martin sehr unfreundlich.

„Ein klein Bissel. Ich bin aber auch nicht vom Platze gekommen".

„Mir wär's schon lieber, du hätt'st ihn gar nicht mit Augen gesehen! Ihr seid itzund zu wild, und Euer Springen mag der Böse Tanz nennen, mir ist's ein Greuel!"

„O habt Euch nicht, Vater! 's ist nun just die Mode so".

„Schlechte Mode!"

„Kann ich sie ändern?"

„O behüte, aber's Mitmachen ist überflüssig".

„Thun sie's nicht Alle? Wollt Ihr, daß ich der Großmutter Faltenrock anziehen und eine Pelzmütze aufsetzen soll? Alle Leute würden mit Fingern auf mich weisen und die Burschen mich auslachen, daß ich mich in die Erde verkriechen möchte".

„Mit wem bist du heimgegangen?" forschte die Mutter, während der Vater die Wanduhr aufzog und den Wecker auf drei stellte.

Marianne nannte die Namen von vier oder fünf Gespielinnen, die alle in der Nachbarschaft wohnten. Martin kehrte sich rasch um und sah die Tochter scharf an.

„Sonst Niemand?" fragte er barsch.

„Ja doch, Vater", erwiderte Marianne. „Fahrt mich nur nicht so an! Die Burschen waren auch dabei. Sie haben uns das Geleit gegeben bis über's Wehr".

„O, wie klug das Volk ist!" gab Martin bitter lachend Antwort. „Beim Rauschen des Wehres steht ein Wort

frei, und wenn ein dreister Kerl fix ein Mädel beim Kopf kriegt und schmatzt es ab, und das drolle Ding unterfängt sich zu schreien, so hören's höchstens die Krebse in den Reusen und die Finken in den Erlen".

„Es ist nichts Unrechtes passirt unterwegs, Vater", versetzte die innerlich von des Vaters Argwohn verletzte Tochter schmollend. „Gebt mir den Kammerschlüssel, daß ich morgen bei Zeiten an die Arbeit gehen kann".

„Das ist das erste gescheidte Wort, das ich heute von dir höre", erwiderte Martin, der Tochter den begehrten Schlüssel reichend. „Ich rathe dir auch Gut's, Mädel! Gefaulenzt und mit den Augen in die Luft gewetterleuchtet wird morgen nicht! Die Mäher müssen zeitig hinaus nach der Bergwiese, und sobald das Vieh besorgt ist, nimmst du fein den Rechen, trollst ab und zerschlägst die Schwaden. Wenn ich um neun oder zehn nicht Alles in Ordnung finde, dann weißt du, wo's Wetterglas auf Sturm und Gewitter steht!"

„Gute Nacht!" sprach Marianne kleinlaut, nickte der Mutter zu und ging nachdenklich hinauf in ihre Kammer.

Diese Unterredung fand am Abend des zweiten Pfingsttages statt. Nach Landessitte — unsere Erzählung spielt im Oberlausitzer Gebirge — war Marianne Ulrich mit der Mehrzahl ihrer Altersgenossen Abends gegen Sonnenuntergang in den Kretzscham gegangen, um sich hier am Tanz zu vergnügen. Bei solchen Lustbarkeiten ging es in der Regel etwas wild zu. Die jungen Burschen, namentlich die Söhne der begüterten Bauern, ließen an

jedem „Bierabende“ — so nennt man diese dörflichen Bälle — etwas darauf gehen. Das regte sie an und auf und oft genug steigerte sich die Lust zum Uebermuthe. Ein wenig Lärm liebt der Bauer überhaupt, wenn er sich vergnügen will. Auch hat er nichts gegen spitze Worte und Faustschläge einzuwenden, vorausgesetzt, daß er hoffen kann, aus einer anständigen Schlägerei als Sieger hervorzugehen.

Bauern sind die exclusivsten Aristokraten in ihrer Art. Sie sehen jeden über die Achsel an, der nicht eine gleich große Zahl Acker Land besitzt, weniger Pferde zu halten vermag und mit einem geringeren Viehstande zufrieden sein muß. Ist er indeß ein Voll- oder Hufenbauer, d. h. ein Mann, der eine volle Hufe Land sein nennt und dieses Besitzthum mit wohlgenährten Pferden bestellt, so gilt er auch den Reicheren als gleichberechtigter Standesgenosse. Der Halbhüfner dagegen, gewöhnlich Gärtner genannt, der sein Feld meistentheils mit Kühen, bisweilen wohl auch mit Ochsen bestellt, ist dem Bauer nicht ebenbürtig und wäre er noch so reich.

Im gewöhnlichen Leben und täglichen Umgange spürt Niemand etwas von diesem stark ausgeprägten Kastengeiste, häufig aber macht er sich in greller Weise bemerkbar, wenn etwa der Sohn eines Bauers die Neigung einer Gärtnerstochter gewinnt und diese zu ehelichen begehrt. Solche Verbindungen, die eine wirklich gegenseitige Neigung voraussetzen, werden oft durch alle Mittel der Intrigue verhindert und nicht selten führen sie zu lang andauernden Feindschaften oder sind die Veranlassung zu erzwungenen höchst unglück-

lichen Ehebündnissen, die nicht die Herzen, sondern die Berechnung schließen *).

Martin Ulrich war ein Bauer alten Schlages vom Wirbel bis zur Zeh. Kein Stand galt ihm mehr, keinem zollte er größere Achtung. Sein drittes Wort war immer: der Bauer ist von Gott eingesetzt! Als Mensch stand er in hoher Achtung bei allen seinen Mitbauern. Er hielt streng auf Recht, übervortheilte Niemand, ließ sich aber auch von keinem Schelm betrügen und schenkte nichts weg. Mit den Worten: „es muß Alles seine Ordnung haben" wies er jedes Ansinnen, das seinem Bauernverstande zu nahe trat, energisch zurück.

Ein Mann von solchen Grundsätzen mußte es seltsam finden, daß sein einziges Kind schon frühzeitig die Welt und ihre Ordnung mit andern Augen betrachtete als er. Martin liebte seine Tochter mit wahrer Zärtlichkeit, wenn er es auch Mariannen durch Worte nicht eben merken ließ. Deshalb verdroß es ihn, daß sie, kaum der Schule entwachsen, so wenig auf ihre bäuerliche Reputation hielt. — Es war dem muntern, aufgeweckten Mädchen ganz einerlei, wer sie zum Tanze führte, wenn der Bursche nur jung und flink war. Ob sein Vater von einem der alten angesessenen Bauerngeschlechter abstamme, oder seit Menschengedenken nur einen Garten besessen habe, das kümmerte Mariannen nicht.

---

*) So war es wenigstens noch vor vierzig Jahren, neuerdings mag sich auch in dieser Beziehung wie in vielen andern Manches geändert haben.

Der Vater tadelte an ihr diese unwürdige Gesinnung, die ihm nicht lange verborgen bleiben konnte, fast täglich. Seine Worte legte er dabei nicht auf die Goldwaage, auch klang seine Stimme hart und selten gönnte er der hübschen Tochter einen freundlichen Blick. So entstand, ohne daß beide Theile es ahnten oder gar wollten, eine gereizte Stimmung zwischen Vater und Tochter, die eine höchst bedenkliche Wendung nehmen konnte.

Martin fand immer etwas an dem Kinde zu erinnern, und Marianne schlug jedes väterliche Monitum in den Wind. Oft gab sie gar keine Antwort, wenn der Vater sie in seiner Art zurechtsetzte, noch öfter lautete die Antwort trotzig. Die Mutter redete immer zum Guten, ohne daß es fruchtete, und so nagte im Schooße der reichen, an sich von seltenem Glück begünstigten Bauernfamilie ein Wurm, der großen Schaden anstiften konnte, wenn man nicht rechtzeitig ein Mittel fand, ihn zu tödten.

Als Marianne in das Alter trat, wo sie den einzigen Ort im Dorfe, an welchem Tanz und Spiel gestattet ist, besuchen durfte, ließ dies Martin unbehindert geschehen. Es war ja ein hergebrachter Brauch, was also hätte er dagegen haben sollen! Nur verlangte er von seiner Tochter, sie sollte, um Mägden und Knechten ein gutes Beispiel zu geben, stets vor zehn Uhr wieder im älterlichen Hofe sein. Andere Vorschriften, welche das Verhalten im Kretscham zum Gegenstand hatten, dem jungen Mädchen zu machen oder ihr gute Regeln mit auf den Weg zu geben, fiel Martin nicht ein. Was sich für die einzige Tochter eines Bauers,

der volle zwei Hufen Ackerland, einen Berg mit Wald bestanden und einen Vogelheerd besaß, schicke, das mußte sie wissen. Ihr das noch besonders einprägen zu wollen, hätte ausgesehen wie eine Beleidigung.

Bald aber gewahrte Martin, daß seine Tochter, was Sitte und Brauch anbelange, ganz aus der Art schlage. Die Zeit des Heimkommens hielt sie nie pünktlich ein und im Umgange mit jungen Burschen wurde sie immer weniger wählerisch; es kam dem bauerstolzen Vater sogar vor, als gehe Marianne mit Gärtnerssöhnen lieber, wenigstens freundlicher um, als mit den heranwachsenden jungen Erben alter Bauern, das machte ihn mürrisch, brachte ihn auf und veranlaßte ihn zu den unliebsamen Bemerkungen bei der abermals zu spät erfolgenden Heimkehr der Tochter.

2.

Marianne erwachte sehr früh. Ein gesunder Schlaf hatte sie erquickt und als sie in ihrer Alltagstracht, mit dem Rechen auf der Schulter, den Weg nach der Bergwiese einschlug, sah sie wirklich aus wie eine aufbrechende Mairose. Man konnte es den jungen Burschen nicht verdenken, daß sie das frische, fröhliche Kind gern hatten und mehr wie Einer ihm zu Liebe ein paar Feldwege umging.

Der Vater sprach Mariannen blos beim Frühstück. Die Unterhaltung war sehr einsilbig. Später, als die Tochter

den Hof verließ, stand Martin unter dem Holzschuppen, beschäftigt einen neuen Heubaum vollends mit dem Schnitzmesser zu glätten, eine Arbeit, die jeder rechte Bauer selber thut.

Dem leicht davonspringenden Kinde nachblickend, sprach er selbstgefällig:

„Flink ist sie und sauber dazu, und was Ordentliches gelernt hat sie bei der Mutter, das muß ihr der Neid lassen, wenn sie nur nicht einen so verdammt steifen Nacken hätte, das Blitzmädel!“ Martin traf sich mit dieser Rede selbst am härtesten, was er wohl hätte fühlen können, wenn er nicht von der Vortrefflichkeit seiner Eigenschaften so sehr eingenommen gewesen wäre. Denn gab es unter den Bauern irgend einen, dem man Steifnackigkeit, unbeugsames Wesen in jeder Beziehung, Stolz auf seinen Stand und obendrein Jähzorn bis zur Wuth mit vollem Recht vorwerfen durfte, so war dies Martin Ulrich.

Nach beendigter Arbeit im Schuppen stieg der Bauer auf den Heuboden, um hier den Platz auszusuchen, wo der erste Ertrag der besten Wiese, die er besaß, untergebracht werden sollte. Dann zündete er sich seine Flaserpfeife an, die er sich aus Reichenberg mitgebracht hatte, wohin er auf Umwegen bei finsterm Nebelwetter und entsetzlichem Schneetreiben im vorigen Winter ein paar Malter Roggen schmuggelte, eine That, deren er sich gern rühmte, weil sie nicht ohne Gefahr war. Beiläufig bemerkt hielt Martin das Paschen für erlaubt, weshalb er es auf alle Weise unterstützte. „Schlagbäume und Zollstellen sind Einrichtungen,

die nicht unser Herrgott, sondern sein leibhaftiger Widersacher erfunden hat“, pflegte er zu sagen. „Wer sie zu umgehen sucht, der thut ein gutes Werk. Sie füllen blos den Pachtjuden den Säckel, und der Gulden, den ich freiwillig dem Juden gebe, soll dreimal verflucht sein!“

Gemüthlich rauchend verließ nun Martin den Hof, ging zuerst nach dem Pflanzengarten, der mit geflochtenen Strohbündeln künstlich eingezäunt war, sah hier nach dem Stand seiner Gurken, deren er ziemlich viele erbaute, und schlenderte dann den Feldweg hinaus nach der Bergwiese.

Schon von weitem sah er, daß seine Leute sich tüchtig rührten. Marianne war Allen weit voraus und sah sich kaum um. Ihr rothes Kopftuch leuchtete wie eine Flamme.

Drei Feldlängen von der Bergwiese entfernt kamen ihm die Mäher mit blitzenden Sensen entgegen. Es waren seine drei Knechte und zwei Arbeiter, die Martin Jahr aus Jahr ein in der Erntezeit und wenn er ihrer sonst bedürftig war, hielt. Hätte er einen Sohn gehabt, so würde dieser ihm jetzt entgegengekommen sein. Daß Gott ihm keinen Erben geschenkt hatte, entlockte dem starken, keineswegs empfindsamen Manne in diesem Augenblicke einen Seufzer.

„Das giebt heuer ein Heu wie seit Jahren nicht!“ sagte der erste der Knechte zu dem Bauer. „Es riecht itzund schon, als hätte ein Apotheker über Nacht seine Büchsen drüber ausgegossen.“

Martin nickte wohlgefällig, ertheilte seinen Leuten noch ein paar Aufträge, die sie nach genossenem Frühstück zu vollziehen hatten, und schritt jetzt rascher der Wiese zu. Auch

der Nachbar, Gärtner England, hatte gemäht. Während aber auf Martin's gewaltiger Wiese fünf Personen in voller Arbeit waren, sah man auf dem viel kleineren Felde des Nachbars nur zwei, einen jungen Mann und eine stämmige Magd arbeiten.

Martin's Mund zuckte spöttisch und er spuckte hastig aus.

„Schade um den Burschen“, sagte er dann; „'s wär' schon ein ganzer Kerl, wenn er statt seiner lumpigen drei Kühe zwei braune Wallachen anzuschirren hätte. Rührt den Rechen wie ein Weibsen — pfui Teufel! Und müßt' ich schimmlig Brod essen, ich litt's meiner Seel' nicht, wär' ich sein Vater! Aber der alte England ist ein Knicker gewesen sein Lebtag, wenn er Lohn zahlen sollte, der Narr! — Hilft ihm doch nichts, und gewänne er ein Viertel vom großen Loose in der Lotterie! Aus einem Gärtnerjungen wird in Ewigkeit kein richtiger Bauer! Aber ein fixer Kerl ist's, das muß wahr sein, und die Arbeit steht ihm an wie Einem! — Guten Morgen, Christfried! Schon so fleißig? Wird's häufeln?“

Der junge England, des Nachbars Sohn, lüftete seine Mütze, legte den Rechen in die Hohlung des linken Armes, nahm die lange Schmele, die er zwischen den Zähnen hielt, aus dem Munde und erwiderte freundlich:

„'s wird sich schon machen, denk' ich; freilich so stark ist der Graswuchs auf unserm Wiesenfleckel nicht, wie bei Euch, Nachbar Ulrich“.

Martin nickte, wie das seine Art war, zur Bestätigung wieder mit dem Kopfe, hob eine Hand voll des duftenden,

vom Thau noch feuchten Grases auf und ging mit der Bemerkung weiter: „Mußt was mehr auf dich halten, Christfried! Heu zerschlagen ist bei uns zu Lande keine Arbeit für einen jungen Kerl, der drei Zoll größer ist als das Soldatenmaß!“

Dem jungen England entfiel der Rechen bei diesen Worten des stolzen Bauers. Nie zuvor hatte er so empfindlich den Abstand zwischen sich und dem Nachbar gefühlt. Es war nicht anders, als hätte ihm Jemand mit einem Schmiedhammer vor die Stirn geschlagen. Wie gelähmt blieb er stehen. Die Arme sanken ihm schlaff herab und die Augen bohrten sich ein in den abgemähten Wiesengrund.

Martin bemerkte zufrieden lächelnd die Wirkung seiner Worte.

„Ich rechne, das wird ihn in Zeiten curiren“, murmelte er vor sich hin, die noch nicht zerschlagenen letzten Schwaden auf seiner Bergwiese überschreitend. „Jetzt weiß er, was er ist und wohin er gehört. Krähe und Taube paßt nicht zusammen“.

Erst als Christfried dem gemächlich quer über die Wiese schreitenden Bauer nachsah und dessen jugendliche Tochter, mit der er vor kaum einer Viertelstunde noch scherzhafte Worte gewechselt, erblickte, kehrte ihm Besinnung und Muth wieder. Er hob den Rechen hastig auf und begann eifriger denn je zu arbeiten.

„Bei der Seele meiner Mutter, das will ich ihm gedenken!“ rief er ergrimmt. „Wenn er Sperenzel macht und sich auf's hohe Pferd setzt, Gott straf' mich, seinen

ganzen schuldenfreien Hof verschimpfir' ich ihm! Unter'm Wachtelbauer, grad' über der Hausthür häng' ich mich auf und dann wird Keiner sein Erbe als der Schinder! — — Denkst du, ich muß dir's Gesangbüchel nachtragen, weil in meinem Stalle kein Pferd an der Raufe steht? Meinst besser zu sein als mein Vater? — Sollst dich wundern, wundern wie 'n Daus! — Frag' dein Mädel und laß sie reden, ohne ihr die Zunge anzubinden. — Ins Gesicht sagt sie dir's, daß eines Gärtners Sohn gerad' so viel werth ist als eines Zweihufenbauers braunäugige Tochter!" —

Die Aufregung röthete des jungen Burschen gebräunte Wangen noch mehr als die starke körperliche Bewegung. Christfried sah sich nicht mehr um, nur blinzelnd schielte er dann und wann noch hinüber nach des stolzen Nachbars weit ausgedehnter Wiese.

Ulrich schritt inzwischen gemächlich an dem schon in breite Scheiben abgetheilten Grase hinab, tauchte da und dort seine Hand in einen nicht genug zerschlagenen Schwadenrest, gab seinen Leuten kurze Winke, sprach einige trockene Worte mit der Tochter und ging endlich den Feldweg hinauf nach dem Bergrande. Hier senkten sich die Fluren des reichen Bauers und wurden von einem Birkenwäldchen begrenzt, in dessen Laubdickicht Ulrich einen kleinen Vogelheerd blos zu seinem Vergnügen angelegt hatte. Ersprießlich war der Fang, den er machte, nicht zu nennen; Martin Ulrich that sich aber etwas darauf zu Gute, weil außer ihm kein Anderer seiner Standesgenossen eine solche Anlage besaß.

Kaum war die Gestalt des Bauers im Schatten des Berges verschwunden, als Christfried seinen Rechen auf die Schulter nahm, eine Kukuksblume aus dem thaufeuchten Grase zog, diese zwischen die Zähne klemmte und nach des Nachbars Wiese schritt.

Er ging geraden Wegs auf Marianne zu, die noch fleißig arbeitete. Gerade vor sie hintretend, streckte er die Hand nach dem Mädchen aus und sagte:

„Schämst du dich als ehrsames Mädel, mir mit einem Handschlage Behüt' Gott zu sagen?"

Marianne blitzte ihn mit ihren sternenklaren braunen Augen an, schlug lächelnd ein und erwiderte:

„Mein Lebtag nicht, du würdest denn schlecht, ein Raufer oder ein Säufer".

„Kann immer sein, daß ich's werd'", versetzte der Sohn des Gärtners.

„Warum? Weil dir's zu wohl wird in deiner Haut?"

„Oder zu schlecht — es läuft auf eins hinaus. Hat dein Vater mit dir geredt?"

„Wie immer. Mir ist's noch lieber, wenn er schweigt".

„Mir auch, Marianne. Auf mich hat er's nicht gut".

„Wenn er uns beisammen sieht, gewiß nicht".

„Weißt du, dein Vater veracht't mich".

„Das ist nicht wahr, das lügst du", erwiderte Marianne mit Wärme. „Er hat dich immer gelobt und hält große Stücke auf dich".

„Und doch wirft er mir vor, ich menge mich in Weiberarbeit!" fuhr Christfried finster fort. „Braucht

er mich's fühlen zu lassen, daß ich kein Bauernsohn bin? Ich hab' ihm nichts in 'n Weg gelegt, bin ihm stets ehrerbietig begegnet, und mein Vater, denk' ich, ist als Kirchvater so gut angeschrieben bei der Gemeinde als Martin Ulrich, der sein Tage kein Gemeinde=Amt verwaltet hat".

„Sei still, Christfried, und gib Zeit! Er hat Mucken — ich kenn' ihn — aber schlimm ist er nicht, und wenn's gälte, ging er doch für mich und dich durch's Feuer!"

Bei diesen Worten flog pfeifend ein Stein so hart an Chriestfried's Stirn vorüber, daß der Bursche erschrocken zurückfuhr. Er wandte sein Auge dem Berge zu. Da sah er oben am Ende der Wiese den Bauer hoch aufgerichtet stehen, wie er eben zu einem zweiten Wurfe ausholte. Jetzt ließ er den schon erhobenen Stein fallen und drohte nur mit der geballten Faust gegen die beiden jungen Leute.

Marianne bemerkte jetzt ebenfalls den Vater. Sie ließ sich jedoch nicht abhalten, recht als wollte sie dem Vater Trotz bieten, ihre Hand nochmals dem Nachbarssohn zu reichen. Ihm zunickend sprach sie:

„Mach's wie ich, Christfried, und laß dich's nicht anfechten! Die Sonne muß noch manchen Tag scheinen, ehe die Saaten reifen; und was nicht biegen will, muß brechen! Aber ich denk' ein Vater bleibt doch immer ein Vater, und daß er dem eigenen Kinde eine Grube graben sollte, um es hinein zu stürzen und kaltblütig Arme und Beine darin brechen zu sehen, will mir nicht in den Kopf. Und nun behüt' Gott und laß dir von leeren Worten keine grauen Haare wachsen".

Christfried schüttelte dem resoluten Mädchen die Hand

und ging dem Dorfe zu. Marianne war gefaßt auf eine harte Anrede ihres Vaters. Martin Ulrich jedoch stellte sich, als sähe er die Tochter gar nicht. Er stopfte sich, den Rain hinunterschreitend, ruhig seine Flaserpfeife, blieb dann stehen, um Feuer anzuschlagen, und kehrte dann sinnend nach seinem Hofe zurück.

3.

„Was ist dem Vater denn auf dem Felde begegnet?“ fragte Frau Elisabeth ihre Tochter, als diese gegen Mittag ins Haus trat. „So mulk'sch (einsylbig und verdrießlich) hab' ich ihn nicht mehr gesehen seit dem großen Wolkenbruche, der uns die halbe Ernte verhagelte“.

Marianne behauptete, den Grund von des Vaters Verstimmung nicht zu kennen, obwohl sie recht gut wußte, daß nur ihr Gespräch mit dem Nachbarssohne ihn so ärgerlich mache. Dennoch war sie guten Muths, und als wollte sie dies dem Vater zu wissen thun, ging sie singend aus der Küche in die Milchkammer, von da in die Gesindestube, um den Mittagstisch zu decken, und trat endlich auch trillernd in das kleinere Stübchen, wo sie mit den Aeltern zu essen pflegte.

Der Bauer lag ausgestreckt auf dem eisenhart gepolsterten Kanapee. Unter den Kopf hatte er sich einen Spencer der Mutter geschoben und eine Schürze derselben hing ihm quer über's Gesicht. Diese seltsame Verschleierung fiel Marianne

auf. Sie war jedenfalls überflüssig, da die Fliegen noch Niemand incommodirten. Da sie indeß glaubte, der Vater sei eingeschlafen, stellte sie ihr Singen ein, deckte schnell den Tisch, was wenig Zeit erforderte, und beugte sich dann lauschend über den unbeweglich liegenden Vater. Es ward ihr doch nicht ganz wohl zu Muthe, als sie bemerkte, daß der Vater nicht schlafe. Sein Auge traf die Tochter mit hartem Blick, ein Wort aber ging eben so wenig über seine Lippen, als es ihm einfiel ein Glied zu rühren.

Als Frau Elisabeth das Essen auftrug, erhob sich Martin unaufgefordert, trat in die Gesindestube, wo Knechte, Mägde und Arbeiter schon seiner harrten, und begann das übliche Mittagsgebet, das ziemlich lang war und in das nach und nach sämmtliche Anwesende einfielen.

Ueber Tische sprach der Bauer ebenfalls kein Wort, nicht einmal auf ein paar direct an ihn gerichtete Fragen erhielt Frau Elisabeth Antwort.

Marianne verhielt sich neutral, sie trug aber die unbefangenste Heiterkeit zur Schau. Es war ihr lieb, daß sie nicht nöthig hatte, lange um den offenbar sehr erbitterten, über irgend einem Plane brütenden Vater zu sein. Sie eilte mit Beseitigung ihrer häuslichen Geschäfte und ging dann wieder auf's Feld.

Während des ganzen Nachmittags ließ der Vater sich nicht wieder blicken. Er blieb im Hause oder richtiger, er strich um sein ganzes Gehöft, das aus fünf einzelnen Gebäuden bestand, die nur durch Planken mit einander ver-

bunden waren, als suche er etwas, das er nicht zu entdecken vermöge.

An der einen Seite seines Hauses wucherte breitästig ein Fliederbaum. Den sah sich Martin Ulrich lange an, befühlte die sperrigen Aeste, rüttelte daran und holte sich endlich ein kleines Handbeil aus dem Schuppen. Dies unter seiner Jacke verbergend, kehrte er zurück zu dem Fliederbaum. Er sah sich rundum, ob auch Jemand in der Nähe sei. Da er Niemand gewahrte, auch der nach dem Garten vorgeschobene Backofen ihn nach zwei Seiten hin deckte, zog er rasch das Beil unter der Jacke hervor und schlug mit scharfen und kurzen Hieben die meisten Aeste des Baumes, ohne einen einzigen derselben wirklich abzuhauen.

„So“, sagte er schmunzelnd zu sich selbst, „der Weg wäre bestens versperrt. Nun laß ihn ankommen, wenn er Courage hat!“

Zufrieden mit seinem Thun schlenderte Martin nunmehr durch den Baumgarten nach dem Ufer des Flusses, der nur etwa hundert Schritte unterhalb des Hofes zwischen steilen, mit Gebüsch bedeckten Ufern über Granittrümmer rauschte und ziemlich fischreich war. Dies veranlaßte den Bauer zur Anlegung eines Fischbehälters. Gegen Erlegung eines geringen Pachtgeldes an den Müller, dem der Nießbrauch des Wassers allein gehörte, erhielt er das Recht Reusen zu stellen. So betrieb er denn aus reiner Liebhaberei auch den Fischfang, der ihm zwar eben so wenig einbrachte wie der Vogelheerd im Birkicht, stets aber doch so viele Fische lieferte, daß er zu jeder Zeit entweder selbst ein Gericht sich

gönnen, oder Freunden und Bekannten ein solches zum Geschenk machen konnte.

Martin fütterte seine Krebse im Hälter, sah dann nach den Reusen und stellte sich, zurückkehrend in den Hof, so breitbeinig unter die Hausthür, daß Niemand ohne seine Bewilligung die Flur betreten konnte.

Wie die Sonne hinter den Bergen hinabsank, trat Marianne in den zum Hofraume führenden Thorweg. Sie war die Erste, welche vom Felde heimkehrte. Sie hing den Rechen unter den Schuppen und ging heiter dem Hause zu. Zwei Schritt von der Thür entfernt, bot sie dem Vater guten Abend.

Martin erwiderte den Gruß der Tochter nicht, auch änderte er nicht seine Stellung in der Thür.

„Wollt Ihr mich wohl durchlassen, Vater?" fragte das Mädchen, erstaunt über das Verhalten des Vaters.

„Dich?" versetzte Martin trocken. „Gehörst du denn ins Haus?"

„Wie Ihr doch spaßhaft seid! bitte, Vater, laßt mich durch, ich hab' Eile".

„Ich nicht".

„Die Mutter zankt, wenn das Vieh nicht zur rechten Zeit besorgt wird".

„Werd' sie schon still kriegen".

„Aber was habt Ihr denn eigentlich vor, Vater?" begann Marianne mit zaghafter Stimme auf's Neue in ihn zu dringen.

„Ich will mein Haus vor Unehre wahren".

Die Augen der Tochter flammten, heiße Zornesglut brannte auf ihren Wangen.

„Macht' ich Euch schon Unehre?“

„Du willst's!“

„Ihr thut mir Unrecht, Vater!“

„Bei Leibe nicht! Ein Kind, das dem Vater nicht gehorcht, wandelt auf Wegen, die zur Unehre führen“.

„Wann bin ich Euch ungehorsam gewesen?“

„Kann's nicht genau wissen, wie oft, was aber meine Augen sehen, das laß ich mir nicht abstreiten. Hab' ich dir nicht verboten, mit Nachbars Christfried zu plauschen?“

„Wenn Einer mich grüßt, Vater, so dank' ich ihm“, erwiderte Marianne mit Entschiedenheit. „Es ist das meines Wissens Brauch unter allen Christenmenschen, und ich müßte mich doch rein ins Herz hinein schämen, wenn ich so tölpisch sein und einen freundlichen Gruß nicht in gleicher Weise erwidern wollte“.

„Grüße sind Niemand verwehrt, auch dir nicht, nur's Plauschen will ich nicht haben. Christfried ist kein Umgang für dich“.

„Nicht? Sind wir nicht zusammen Beten *) gegangen und haben allezeit mit einander gute Nachbarschaft gehalten?“

„Wollt', ich hätt's hindern können“, sagte Martin finster. „Die Freundschaft zwischen Euch Beiden ist mir zu dick geworden, und damit sie nicht wächst bis gar über

---

*) Zum Confirmations-Unterricht.

die Bäume, erkläre ich dir hiermit rund heraus: Treffe ich den Burschen noch ein einziges Mal mit dir im Gespräch, so ist draußen Dein und drinnen Mein! Ich hab' ihn gewarnt heut' Morgen, den vorwitzigen Burschen, der in Nester gucken will, die nicht auf seinem Zaune gewachsen sind. Meine Hand ist, Gott Lob, noch sicher; heb' ich zum zweiten Male einen Stein auf, so zeichne ich ihn, daß er's im Leben nicht wieder vergißt. Und nun richt' dich nach meiner Rede, wahr' dich vor Schande und geh' an deine Arbeit!"

Martin verließ seinen Platz unter der Thür und bedeutete seiner Tochter durch eine gebieterische Handbewegung, daß sie eintreten solle.

Marianne hatte eine solche Begrüßung von ihrem Vater nicht erwartet. Daß er eigensinnig, unbeugsam und stolz war, wußte sie längst, für ungerecht aus Eigensinn und Stolz aber hatte sie ihn bisher nicht gehalten. Sie begriff, daß mit der eben vernommenen Erklärung des Vaters ein neuer Zeitabschnitt für sie anfange. Es konnte viel Kummer, viel Unglück schon in nächster Zukunft über sie hereinbrechen, wenn sie es nicht über sich gewinnen konnte, ihr Herz zu bezwingen. Der Verlust des Vaterhauses oder ein Leben voll Schmerz und Thränen lag vor ihr. Es gab keinen Ausweg aus dieser Irre. Der Vater gestattete weder Widerspruch noch Unterhandlung. Blind gehorchen sollte die Tochter, oder — er hatte es ja in einem schauerlich-kalten Ton ausgesprochen — die Thür des väterlichen Hauses fiel hinter ihr zu, ohne sich je wieder vor ihr zu aufzuthun.

Ein Mädchen gewöhnlicher Art, weich von Gemüth,

schüchtern und ohne Willenskraft, würde sich widerstandslos gefügt haben. Marianne war aber die echte Tochter ihres Vaters. Sie hatte von der Mutter ein heißes Herz, vom Vater die Willenskraft und eine fast zu große Portion eiserner Zähigkeit geerbt, die unter Umständen wohl den Namen Eigensinn verdiente.

Ihr Blut stockte, als sie stumm an dem Vater vorüberschritt, um ihre abendlichen Arbeiten zu beginnen. Es war ihr lieb, daß sie der Mutter nicht begegnete, die gern viel sprach und sie dadurch in ihren Gedanken gestört haben würde. Zerstreute Antworten konnten dann auch Frau Elisabeth verrathen, daß ihr etwas Ungewöhnliches begegnet sei. Und nachher gab es ein Examen ohne Ende, oder die Mutter wendete sich auch wohl direct an den Vater.

Marianne überlegte reiflich, was ihr zu thun obliege. Sie dachte dabei nicht an das, was die Menschen gewöhnlich weltliches Glück nennen, sondern fragte nur ihr angebornes Rechtlichkeitsgefühl. Was sie vor ihrem Gewissen verantworten konnte, was ihr Herz billigte, das allein war Marianne zu thun entschlossen.

„Die Zeit macht ihn wohl gefügiger", tröstete sich das geängstete Mädchen, während sie Plan auf Plan entwarf. „Christfried muß unterrichtet werden und sich so halten, daß der Vater Respect vor ihm kriegt. Bös ist er ihm nicht, wenn er nur keines Gärtners Sohn wäre! — — Und wir sind doch zusammen in die Schule gegangen und haben uns immer so lieb gehabt! — — Nicht einmal haben wir uns gezankt! — — Wie oft überhörte mich Christfried auf dem

Schulwege, und wenn ich nicht ganz fest war, und einen Liedervers oder Bibelspruch nicht firm aufsagen konnte, da hat er nicht nachgelassen mit Vorsagen, bis ich Alles ohne Anstoß konnte. — — Und nach der Confirmation, schenkte er mir da nicht von allen jungen Burschen die erste Zimmtnelke? Ich hab's nicht vergessen — droben im Beikästel der Lade liegt sie noch zwischen den Pathenbriefeln. — — Sie hat den Geruch noch nicht verloren, und ich freue mich jeden Sonntag, wenn ich mich zur Kirche anziehe. — — Nein, das weiß ich, der Christfried ist ein richtiger Kerl, und ich lasse mir ihn nicht schlecht machen, von keinem Menschen nicht! — — Das muß der Vater einsehen, und wenn er's doch nicht thut? wenn er's wirklich nicht thut? Nun gut, dann will ich ihm zeigen, daß ich ein strammes Mädel bin und eine Batzen- oder Balkenwand eben so wenig fürchte wie der Vater. Hat er nicht gesagt: es kommt auf den Kopf an, ob man damit durch die Wand rennen kann, oder nicht? Mein Kopf ist, rechn' ich mir, nicht gar viel weicher, als der meines Vaters. Ich werd's also wohl müssen darauf ankommen lassen".

Nach diesem Entschlusse kehrte Mariannen die ihr angeborne Ruhe und Zuversichtlichkeit wieder. Sie ließ sich gegen Niemand im Hause etwas merken, und da es nicht Martin Ulrich's Art war, über Dinge zu reden, die ihn vorzugsweise angingen und die er am besten selbst erledigen konnte, so erfuhr auch Frau Elisabeth nichts von der ernsten Unterredung des Vaters mit der Tochter.

4.

Martin Ulrich hatte fortwährend ein scharfes Auge auf Marianne, obwohl er dies sehr geschickt zu verbergen wußte. Es schien aber, als habe seine Drohung gefruchtet. Das Mädchen hielt sich überaus brav. Sie hing weder den Kopf, noch begann sie zu kränkeln. Martin wollte es vielmehr scheinen, als trete ihm die Tochter viel freier entgegen wie seit Wochen. Heimliche Zusammenkünfte mit dem Sohne des Nachbars konnte sie auch nicht haben, weil er ihr auf Schritt und Tritt auflauerte und ebenso den jungen Burschen nie aus den Augen ließ. Christfried trug die Miene eines Eingeschüchterten zur Schau, der einer Begegnung mit dem Bauer, wo er wußte und konnte, geflissentlich auswich.

Die nächste ländliche Zusammenkunft der Burschen und Mädchen, der Martin nicht ganz gleichgültig entgegensah, mußte den Ausschlag geben. Bei dieser war es unmöglich, ein Gespräch der beiden jungen Leute zu verhindern. Trafen und sprachen sich aber Christfried und Marianne, so konnte die schon halb beseit gte Gefahr in neuer Gestalt auftreten.

Zu Martin's Verwunderung jedoch begehrte seine Tochter gar nicht Theil zu nehmen an dem üblichen Tanzvergnügen im Kretscham. Frau Elisabeth wußte sich diese Entsagung des muntern, lebensfrohen Mädchens nicht zu deuten und fragte wiederholt Martin mit Blicken, die dieser durch stummes Lächeln und einen Ausdruck hoher Selbstgenügsamkeit in seinen Mienen beantwortete.

Marianne blieb ruhig daheim, sie putzte sich nicht einmal wie sonst an Sonntags-Nachmittagen. Als es dunkelte, holte sie unaufgefordert das Evangelienbuch aus dem Schranke im Stübchen und fragte den Vater, ob sie ihm daraus vorlesen solle.

Martin nickte sehr gnädig. In seinen klugen Augen war es zu lesen, daß er sich sagte: „Die habe ich gründlich curirt! Ich kann sie mir jetzt um den Finger wickeln oder durch ein Nadelöhr ziehen, nicht mucken wird sie mehr! — Gibt eine prächtige Hausfrau, und ich denk', ich hab' auch schon einen für sie ausgegattert, nach dem sie mit allen zehn Fingern greifen wird".

Mariannen entging des Vaters triumphirende Miene nicht, aber sie that, als habe sie kein Auge für dergleichen. Andächtig und ausdrucksvoll las sie das Evangelium, deckte dann geräuschlos den Abendtisch, war heiter und gesprächig und bemerkte die gleiche wohlthuende Veränderung auch an ihrem Vater. Es schien ihr sogar ganz angenehm zu sein, als Martin darauf bestand, sie solle sich zeitig zur Ruhe begeben.

„Ein rechter Bauer geht mit den Hühnern zu Bett und steht mit ihnen wieder auf", sagte er scherzend, „nur das Fabrikantenvolk und die Stadtleute machen's umgekehrt, wie sie's denn überhaupt und von jeher mit der verkehrten Welt gehalten haben".

Mehr aus Gewohnheit als aus Argwohn pflegte Martin Ulrich vor Schlafgehen beide Thüren des Hauses eigenhändig mit sogenannten Einlegeriegeln, deren eines Ende in ein

Mauerloch versenkt wird, das andere in einer eisernen Klammer ruht, von innen zu sperren. Verschlossen wurden die Thüren nur ausnahmsweise, denn der sehr starke Riegel machte ein Eindringen von außen ohne Anwendung großer Kraft völlig unmöglich.

Auch heute legte der vorsichtige Bauer beide Riegel eigenhändig vor die Thüre, warf dann noch einen Blick in den Pferdestall, wo sämmtliche Knechte neben der Siede-kammer *) schliefen, und stieg befriedigt in die obere Etage hinauf, wohin Frau Elisabeth und Marianne ihm schon vorausgegangen waren. Die Aeltern hatten eine Kammer für sich allein, dieser gegenüber an der andern Seite der breiten, das ganze Haus in zwei Hälften scheidenden Diele, Vorbühne genannt, schlief die Tochter.

Martin Ulrich erfreute sich eines gesunden Schlafes. Heute aber sollte er an baldigem Einschlafen verhindert werden. Frau Elisabeth nämlich begann ihren Gatten, was nur in ganz außerordentlichen Fällen vorkam, gewisser-maßen zur Rede zu setzen. Es wollte ihr gar nicht gefallen, daß die Tochter so duckmäuserlich daheim geblieben war, während alle andern jungen Burschen und Mädchen sich im Kretscham lustig machten. Das tauge nicht, behauptete die Frau, mache vor der Zeit alt und verursache ein heuch-lerisches Wesen. Junge Mädchen wollten tanzen und lachen — das liege einmal so in der Natur, — und wenn man ihnen das verwehre, so würden sie tückisch, was nie-

*) Häckselkammer.

mals Segen bringe und sich am allerübelsten in der Ehe gestalte.

Martin liebte es nicht kurz vor dem Einschlafen noch lange Gespräche zu führen. Ihm schien dies die allerunzweckmäßigste Zeit für Unterhaltungen zu sein. Er antwortete daher seiner Frau nur wenig, hob' jedoch hervor, daß Marianne nicht auf seinen Wunsch oder gar Befehl zu Hause geblieben sei, sondern aus freien Stücken.

„Mit aller Gewalt", schloß er seine kurze Erwiderung, „werd' ich das Mädel doch nicht unter die Kerle jagen sollen? Das sähe curios aus. Wenn ihr die Füße kribbeln, wird sie ungeheißen zum Tanze laufen, und daß ich sie nicht anbinde, weißt du. Also laß mich in Ruhe!"

Martin legte sich auf's Ohr und schloß die Augen, der Schlaf aber wollte ihn nicht besuchen. Die Vorwürfe seiner Frau hatten ihn mehr aufgeregt, als er vermuthete. Er mußte immer wieder an Marianne denken, und wenn er dann für sein einziges Kind den jungen Mann auswählte, den er am liebsten als Schwiegersohn begrüßt hätte, fühlte er sein Herz in gar beunruhigender Weise klopfen.

Frau Elisabeth schlummerte längst, Martin aber warf sich von einer Seite auf die andere, ohne die erwünschte Ruhe finden zu können. Zum Ueberflusse erhob sich jetzt auch noch der Wind, bewegte die nicht eingeklinkte Hofthür knarrend in den Angeln, und schlug die Aeste der Fliederbäume gegen Wand und Fenster. Er hörte jeden Perpendikelschlag der Wanduhr im Cabinet und zweimal zählte er auch den Stundenschlag. Endlich befiel ihn

jener Zustand, der zwischen Wachen und Schlaf in der Mitte liegt und einem unklaren Träumen ähnelt. Da weckte den Bauer ein Laut, der unmöglich vom Winde herrühren konnte. Es war ihm, als habe sich eins der Kumte bewegt, die auf der Vorbühne an großen Holzpflöcken reihenweise neben einander hingen, und die Messingbleche, mit denen alle verziert waren, klirrten zusammen.

Martin saß auf der Stelle aufgerichtet im Bett. Sein Gehör war scharf — er vernahm in der That noch das Klirren der Bleche. Was konnte das sein? Hatte sich ein Dieb eingeschlichen? Rasch entschlossen sprang Martin aus dem Bett, fuhr schnell in die Kleider und ging barfüßig an die Kammerthür, die er vorsichtig aufdrückte. Da der Mond nicht schien, zitterte nur ein sehr schwacher Dämmer durch die kleinen Fensterscheiben. Er reichte indeß hin, die hell polirten Messingzierrathen an den Kumten erkennen zu lassen. Martin sah deutlich, daß das letzte an der Ecke, wo die Treppe zum Kornboden führte, in Bewegung gewesen war, denn die leichteren Zierathen schwankten noch leise hin und her.

An den Fenstern pfiff der Wind. Sie waren fest geschlossen, von einem plötzlichen Windstoß also konnte die Bewegung des Kumtes nicht herrühren. Eine menschliche Hand nur mußte hier im Spiele sein, oder spukte es vielleicht?

Martin war weder furchtsam noch abergläubisch, aber er wünschte fast, es möge ein unheimliches Wesen mit Geisterhand das Kumt berührt haben.

Horch, war das nicht Kettengeklirr? Knurrte der Hund nicht, als gewahre er etwas Verdächtiges?

Hochaufgerichtet schritt der argwöhnische Bauer nach dem in den Hof hinabsehenden Fenster. Neben demselben, gerad' über der Thür, hing das kunstreich gearbeitete Wachtelbauer, das ein Schloß mit drei Thürmen vorstellte. Er drückte sein Gesicht an die Scheiben und sah in den dämmrigen Hof hinab.

Nirgends regte sich etwas Lebendiges, der Hund stand aber vor seiner Hütte und spitzte die Ohren. Anschlug er nicht, er legte sich nur zögernd vor die Hütte, als sei er ärgerlich über eine Störung, deren Ursache ihm verborgen geblieben.

Martin Ulrich senkte noch einmal den Blick forschend in das Halbdunkel der windigen Nacht und wollte wieder zurückkehren in seine Kammer, da hielt ihn abermals ein Geräusch zurück. Diesmal kam der Ton von unten herauf — es schlürfte auf der steilen Treppe, und bald sah er eine Gestalt deutlich aus dem Dunkel des Treppenhauses hervortreten. Er trat hinter die Kumte, um den Nachtwandler hier zu erwarten. Die Adern wollten ihm springen, als er jetzt Marianne, nur halb angekleidet, erkannte.

Der Arm des Vaters senkte sich wie ein Schlagbaum vor das überraschte Kind und eine vor Zorn bebende Stimme herrschte sie an:

„Wo kommst du her, Mädel?“

Marianne gab keine Antwort. Sie streckte wie abwehrend die Hände gegen den ergrimmten Vater aus.

„Marsch, in deine Kammer!“ fuhr Martin mit halblauter Stimme fort, um die ganz in der Nähe schlafenden Mägde nicht zu wecken. „Ich werd' früh am Tage das Morgengebet mit dir sprechen. Sollst mir sagen, wer das Kumt angestoßen und warum Caro geknurrt und an der Kette gezerrt hat. Fort in die Kammer!“

Schweigend gehorchte Marianne dem Vater. Als das Mädchen an ihm vorüberschritt, erfaßte er ihr Ohrläppchen und kniff es, daß sie laut aufschrie. Ein Stoß der harten Hand hätte sie beinahe in der Kammer zusammenbrechen machen. Darauf schloß Martin die Thür, nahm einen der in Reserve vorhandenen Lederriemen, die zum Instandhalten des Pferdegeschirres gebraucht wurden, und band die Thüre so fest zu, daß sie von innen nicht geöffnet werden konnte. Den Rest der Nacht verbrachte der aufgeregte Bauer in völliger Schlaflosigkeit.

Früh war er der Erste wach im Hause. Finstern Blickes musterte er jetzt noch einmal die Reihe der Kumte, ging dann die Treppe hinab, nahm die Riegel von der Vorderthür und trat in den Hof. Das Morgenroth lag wie rauchumhülltes Feuer auf den Firsten der strohgedeckten Scheuer und der Wind sauste in den Baumkronen der hochgewachsenen Linden vor der Hofeinfahrt. Caro kam, seinen Herrn zu begrüßen, schwanzwedelnd aus seiner Holzhütte. Martin klopfte ihm schmeichelnd den Kopf, graute ihm hinter den Ohren und lobte seine Wachsamkeit. Das treue Thier stellte sich auf die Hinterfüße, um seinen Herrn zu lecken. Martin wehrte ihm sanft ab und schickte sich an, durch den Hof

zu gehen. Etwa dreißig Schritte von dem Gartenzaune, der links den Hof begrenzte, sah er etwas Glänzendes auf dem trockenen Erdboden liegen. Rasch ging der Bauer darauf zu und bückte sich, um es aufzuheben. Es war ein halbrunder Stahl, unten mit stumpfem Ende, breit am Griff und noch ziemlich neu. Solchen Stahl trug jeder junge Bursche stets bei sich, um beliebig Feuer anschlagen zu können, nur zu oft aber bediente man sich desselben auch als Waffe, wenn jugendlicher Uebermuth und angeborene Rauflust Streit entstehen ließ. Martin Ulrich besah sich den Fund sehr genau. Er billigte die neue Mode schon deshalb nicht, weil man sie in seiner Jugend nicht kannte, und hätte er einen Sohn gehabt, wer weiß, ob er ihm nicht verboten haben würde, ein so gefährliches Ding immer mit sich in der Tasche herumzuschleppen.

Wie der Bauer den Stahl von allen Seiten betrachtete, gewahrte er an der polirten breiten Seite desselben die Buchstaben C. E.

„Hoha!“ rief er aus und sein Auge funkelte unheimlich. „Also Besuch hat's gegeben in vergangener Nacht? Und eilig muß er's gehabt haben, sonst wär' ihm das Ding da nicht entfallen. — — Sieh, sieh! — — drum klappte und schlug auch die kleine Thür so verwettert! — — Wie der Nichtsnutz hereinspaziert ist, hat er sie einzuklinken vergessen. — — Gut, gut! du sollst an Martin gedenken, unverschämter Kuhtreiber! Vorher aber will ich meinem Mädel den Marsch blasen.“

Der eigensinnige steifnackige Bauer sah gefährlich aus,

wie er den gefundenen Stahl in der Rechten, die Linke unter das Tragband geschoben, mit großen Schritten zurückging nach dem Hause. Einer der Knechte, der ihm an der Thür begegnete, trat furchtsam bei Seite, so glotzte ihn Martin mit heißem Zornesauge an. Sprungweise erstieg der Bauer die Treppe, riß ungestüm den verknoteten Lieder-riemen von dem Schloß an der Kammerthür der Tochter und trat ohne Morgengruß hinein.

Marianne saß völlig angekleidet auf dem Schemel neben ihrem Bette. Sie sah bleicher aus als gewöhnlich und angegriffen, wie nach einer in Saus und Braus durchschwärmten Nacht. Beim Erblicken des Vaters stand sie auf, aber ein Morgengruß kam auch nicht über ihre Lippen. Sie mochte ahnen, daß er unerwidert bleiben würde, denn sie wußte ja, daß der Vater sie nicht als Freund, sondern als Richter besuche.

„Du hast Besuch gehabt Nächten *)", sprach Martin Ulrich, „und wenn ich mein väterliches Recht gebrauche und dich als ungehorsame Tochter mit Karbatschenhieben aus dem Hause jage, wer kann's mir wehren?"

Marianne sah den zürnenden Vater fest an, aber sie sprach nicht.

„Ist dir die Zunge verlahmt von seinem Geschlecke?" fuhr er fort. „Antworte, oder —"

„Immer schlagt mich, Vater, ich kann und werd' Euch nicht hindern", erwiderte jetzt Marianne, „wenn

*) In vergangener Nacht.

ich aber Unrecht gethan haben sollte, so seid Ihr daran Schuld."

„Ich, du — du! — — Weil ich dich wahren will vor Schande und Elend?"

„'s ist keine Schande und keine Sünde einen Liebsten zu haben."

„Du freches Weibsbild!"

„Schimpft mich, wie Ihr wollt, Vater! Wenn ich doch einmal unglücklich werden soll, so ist heute gerade so viel Zeit dazu wie morgen oder in ein paar Wochen."

„Ich will dein Bestes, Mädel!" sprach Martin milder.

Marianne schüttelte den Kopf.

„Wenn Ihr mir nehmt, was Gott selber mir gegeben hat, Vater, wollt Ihr nur mein Unglück."

„Den Buben? Den Jungen, der mir zum Knechte zu schlecht wäre?" tobte der ergrimmte Bauer. „Ehe ich zugebe, daß der Junge dein Mann wird, ehe soll doch die Sonne —"

„Versündigt Euch nicht, Vater!" fiel Marianne dem Jähzornigen ins Wort. „Ich hab' mich nicht geweigert zu thun, was Ihr verlangtet. Den Christfried aber lieb' ich, und das könnt Ihr mir nicht verwehren. Ich meid' ihn, oder such' ihn nicht, seit Ihr die schwere Hand darauf gelegt habt, aber wenn er mich sucht, soll ich davonlaufen, als fürchtete ich mich vor ihm? Ich kann's nicht, Vater, und wenn's mein Leben kostet!"

„Also du gestehst, daß er Nächten im Hause war?" fragte Martin etwas weniger heftig.

„Ich kann's und mag's nicht leugnen."

„Wie kam der — der Unhold ins Haus?"

„Fragt ihn selber, ich weiß es nicht."

„Hast ihn nicht erwartet?"

„Ich vermuthete, daß er kommen würde."

„Und machtest ihm die Thüre sogar sperrangelweit auf, damit die Schande stolzirend ihren Einzug halten konnte in mein unbescholtenes Haus?"

„Als er mich verließ, habe ich ihm das Geleit gegeben, den Weg ins Haus fand er selber."

„Du machst mir Schande, Marianne", sprach Martin Ulrich traurig. „Du bringst mich vor der Zeit in die Grube, wenn du nicht von dem Jungen läßt!"

„Ich muß ihn lieben, Vater, oder ich sterbe!"

„O, wär' ich doch schon todt und begraben! Daß ich das an meiner einzigen Tochter, an meinem einzigen Kinde erleben muß!"

Marianne ergriff des Vaters Hand.

„Vater", sprach sie, „bedenkt einmal recht, ob Euer Jammern auch Grund hat! Christfried England ist ein Bursche, dem alle Leute gut sind; er ist ein einziges Kind wie ich, und wenn Ihr Eure Einwilligung gäbt, daß wir uns heirathen dürften, müßten wir dann etwa Hunger leiden? Ihr könnt gern mit der Mutter wirthschaften, bis Ihr selbst sagt: ich mag nicht mehr. Ich setzte mich, ohne zu murren, mit Christfried auf's Gedinge und wollt' nichts sein als Eure erste Magd. Eine bessere kriegt Ihr nicht, das wißt Ihr, und daß der junge England arbeiten kann wie Einer

und was Ordentliches versteht von der Wirthschaft, das habt Ihr oft selbst an ihm gerühmt, wenn Ihr Euch nur erinnern wollt! Solche Bursche sind rar und sie barsch und höhnisch abweisen, wenn sie freundlich anklopfen an eines ehrlichen Mannes Gatterthür, das ist nicht Recht, Vater, und unchristlich obendrein!"

„Und wenn's mir an Kopf und Kragen ginge, und der Kaiser selber beföhl' es, ich gäb' doch nicht meine Einwilligung!" sagte Martin Ulrich mit der ganzen Herbheit seines starren Bauerndünkels.

„Und ich laß nicht von ihm, Vater, und sollt' ich auch drüber zu Grunde gehen!" trumpfte das entschlossene und nicht minder eigensinnige Mädchen.

„Du willst mir drohen? Dich mir in den Weg stellen? Nimm dich in acht vor meiner Hand!"

„Ich hab' sie schon gefühlt, und weiß, daß sie nicht streichelt!"

„Besinn' dich, Marianne, und gib Frieden!"

„Ich hab' mich schon lang' besonnen!"

„Er kommt mir nicht über die Schwelle, nicht in den Hof! Ich fang' Zank an aus freier Hand, daß ich einen Proceß kriege mit Nachbar England, nur um mich auf Lebenszeit zu verfeinden mit der ganzen Sippschaft!"

„Ihr könnt thun, was Ihr wollt, Vater, mich verfeindet Ihr doch nicht mit Christfried!"

„Du wärst's erste Mädel, dem man den Sinn nicht brechen könnt'."

„Allein nicht, Vater, mit dem Herzen zusammen wär's möglich.“

„Und ich sag' dir, Unglückskind, du kriegst den Bengel nicht, oder der Teufel soll mir den Hals abdrehen!“

„Und ich thue mir eher ein Leid an, als daß ich von ihm lasse!“

„Mit der Karbatsche treib ich ihn fort, wenn er sich auf meinem Grund und Boden blicken läßt!“

„Er wird Euch die Mühe ersparen, Vater!“

„Eine alte Jungfer sollst du werden, wenn du nicht parirst!“

„Meint Ihr? — Ich kann auch warten.“

„Auf meinen Tod?“

Marianne sah den Vater ernsthaft an.

„Wenn Ihr unerbittlich bleibt, nun ja, Vater, dann warte ich auf meinen oder auf Euern Tod, wie's Gott gefällt. Gar zu lange, denk' ich, werd' ich's nicht machen. Die Sehnsucht wird mich fressen oder der Gram, und Ihr habt's zu verantworten, Vater, vor Gott!“

Martin Ulrich erblaßte. Die feste Rede seines Kindes ging ihm bis ins Herz. Er hatte kein Wort der Erwiderung auf dies offene Geständniß, das Zeugniß gab von einer Neigung, die weder durch Bitten noch durch Gewalt zu unterdrücken war. Nur ein Blick, in welchem Kummer und Zorn sich um die Obermacht stritten, traf noch die Tochter. Dann verließ Martin Ulrich die Kammer.

Marianne sah dem Vater lange nach. Endlich faltete sie die Hände, schlug ihre glänzend braunen Augen zum

Himmel auf und lispelte: „Vergib mir, Gott, wenn ich Unrecht gethan habe, ich konnte nicht anders!"

Hierauf strich sie sich das Haar glatt, band sich das Kopftuch um und ging, als sei gar nichts vorgefallen, in gewohnter Weise an ihre Arbeit.

5.

Eine flinke Tänzerin, die Jeder gern sieht, wird überall vermißt, wenn sie ausbleibt. Schon am zweiten Bierabende ward Nachfrage nach Marianne Ulrich gehalten, und mehr denn Einer ging Christfried scharf zu Leibe. Anfangs lachte der junge England dazu und gab allerhand ausweichende Antworten. Das ging aber nicht lange, denn er fing sich in seinen eigenen Reden. Nun fehlte es nicht an Spaßvögeln, und dem Gefoppten stieg das Blut zu Kopfe. Ein Glück, daß ihm sein Stahl fehlte, er würde ihn sonst gewiß hervorgeholt und zähneknirschend damit auf den Tisch gestoßen haben, daß er einen Viertelzoll tief ins Holz gedrungen wäre. Wo das Ding geblieben war, wußte er nicht. Er hoffte ihn immer wieder zu finden, darum schaffte er sich keinen neuen an.

„Erhitze dich nicht", redete dem Gereizten einer der vertrautesten Kameraden zu; „daß einem ein Mädel erst zulacht und nachher hinter dem Rücken Mönche sticht *),

*) Rübchen schabt.

kommt alle Tage vor. Darüber läßt sich ein richtiger Kerl kein graues Haar wachsen. Sie wieder anführen und mit einer andern freien, das ist das Beste."

„Marianne aber führt mich nicht an und will mich nicht anführen", betheuerte Christfried.

„Dann bist du bange", warf ein Anderer ein.

„Der trifft ins Schwarze", rief ein Dritter. „Seit Anfang der Ernte schon hat Christfried den Hof Ulrich's mit keinem Fuße mehr betreten."

„Und die Marianne sieht immer rücklings aus dem Fenster, wenn er vorbeigeht."

„Ja, ja, der Alte, der Alte!" meinte der Erste wieder. „Wer kennte den Bergbauer nicht mit seinem Eigensinn! Den Kopf trägt er so hoch und steif, wie sein Berg aufsteigt über der Nachbarn Felder, und wenn er die rauche Pudelmütze aufsetzt und Abends nach Sonnenuntergange zum Müller geht, um mit ihm zu politisiren, sieht er gerade aus wie ein wandelnder Berg, dessen oberster Hübel so eine Nebelkappe trägt! 's ist nicht anders, als wie alle Leute im Dorfe sich erzählen. Der Christfried ist dem Bergbauer zu klein für sein Mädel."

„Und wenn er dreimal so reich wäre, und wenn er um eine Grafschaft feilschen könnte und bei Kaiser und Reich anhielt um ein Adelsbriefel, seine Tochter würde doch eine Gärtnersfrau!" betheuerte, die Faust auf den Tisch schlagend, der erhitzte England.

„Nicht locker lassen hilft!" meinte Einer der Zuhörer. „Du wirst aber wacker ziehen und dich fest anstemmen müssen,

wenn du den Ulrich zwingen willst, mit Kopfnicken Ja zu sagen.“

„Werd' ihn gar nicht fragen“, versetzte Christfried. „Ich kenne Marianne und weiß, was sie von mir hält.“

„Du kannst sie aber doch nicht heirathen ohne des Vaters Einwilligung.“

„Er soll und wird sie geben.“

„Der? Eher beißt er sich selber die Nase ab.“

„Und ich sag' Euch, er soll!“ donnerte Christfried.

„O ja, auf den Nimmermehrstag!“ lachten ein paar der Ungläubigsten.

Christfried stand jach auf und trat ihnen entgegen.

„Was gilt die Wette“, rief er, „vor Advent noch bin ich verlobt mit Marianne und zum Neujahr mache ich Hochzeit!“

„Wir geben dir ein Freibier, wie man's seit Menschengedenken nicht bei uns erlebt hat!“

„Topp, es gilt!“ sagte der junge England. Alle schlugen ein und der Friede unter den leicht erregbaren Burschen, eine Zeit lang ernstlich bedroht, war wieder hergestellt.

Seit dieser Unterredung gewahrten die Aufmerksamsten, daß Christfried sehr still ward. Den Kretscham besuchte er fast gar nicht mehr. Er saß zu Hause, als sei er längst über die Jugendjahre hinaus.

Martin Ulrich seinerseits schlug ebenfalls eine eigenthümliche Strategie ein. Er trat stolzer und übermüthiger auf, als je zuvor. Einem Gärtner dankte er kaum noch,

und wenn er irgend Gelegenheit finden konnte seinem Nachbar etwas Unangenehmes zu sagen oder durch einen Dritten ihn wissen zu lassen, so that er es gewiß.

Der ältere England, friedliebend und verständig, achtete nicht darauf. Er wußte, daß Ulrich Streit suchte, und gerade darum wollte er Alles vermeiden, was diesen herbeiführen konnte. Er ließ sich sogar offenbare Ungerechtigkeit gefallen und gab sich das Ansehen, als habe er gar nichts bemerkt.

So kam die Zeit der Weizenernte heran. Bauern und Gutsbesitzer haben dann immer mehr zu thun, als sonst. Die gemäheten Felder werden dann nämlich von Schaaren sogenannter „Leser" umschwärmt, die den Abfall der Aehren mit Eifer sammeln und kleine Bündel, „Sengel" genannt, binden, diese heim tragen und hier entweder auf der Diele ihrer beschränkten Wohnung ausklopfen oder mit Erlaubniß eines Besitzenden dessen Scheuertenne dazu benutzen. Zum Herbst und Winter will auch der Aermste gern etwas Weizenmehl im Hause haben. Es liefert ihm die einzigen Delicatessen, die im ganzen langen Jahre auf seinen Tisch kommen — weizene Klöse, dünne radgroße Kuchen zum Kirchweihfest und zu Weihnachten das beliebte „Christbrod".

Martin Ulrich, ein tüchtiger Landmann, der seine Aecker sehr sorgfältig bearbeitete und keine Kosten sparte, um sie von Jahr zu Jahr immer mehr zu verbessern, erzielte vorzugsweise trefflichen Weizen. Er säete von dieser Frucht gern reichlich aus, und man sah ihn noch einmal so glücklich, wenn im August die kornschweren Aehren mit

den goldenen Früchten sich tiefer und tiefer zur Erde neigten.

Sobald es bekannt wurde, der Bergbauer werde Weizen „schneiden“, fand sich gewiß die Mehrzahl aller „Leser“ auf seinen Feldern ein. Betreten durften sie diese erst, wenn der Bauer ihnen Erlaubniß dazu gab. Martin Ulrich hielt wie überall auch hier streng auf Ordnung. Er gönnte den Armen ihr Theil, aber er duldete keinen eigenmächtigen Eingriff. Erst wenn „abgeschleppt“ war, d. h. wenn seine Knechte und Arbeiter auf einem gemähten Weizenfeld mit großen Rechen den gröberen Abfall der vollen Aehren zusammengebracht hatten, ward es den „Lesern“ preisgegeben.

Bisweilen ging das nicht ohne Streit ab. Zu den heimischen Lesern, die Martin Ulrich allein für berechtigt erklärte, Aehren auf seinem Felde zu sammeln, gesellten sich auch Zuzügler von benachbarten Ortschaften. Entdeckte das scharfe Auge des Bauers solche Bönhasen, so wurden sie ohne Gnade entweder von ihm selbst oder durch einen der Knechte fortgejagt. Das Verfahren bei solchen Feldverweisungen war niemals liebreich, es gestaltete sich aber unhöflich, wenn der fremde Zuzügler nicht sogleich das Feld räumte und trug bei etwaigem Widerstande dem Uebermüthigen wohl auch fühlbare Püffe ein.

Diese Strenge des eigensinnigen Bauers, die im Grunde nur Lob verdiente, hatte Martin Ulrich bei allen fremden Aehrenlesern schon längst verhaßt gemacht. Sie suchten an dem reichen Manne Rache zu nehmen, ohne daß

er ihnen etwas anhaben konnte. Dies gelang denn auch so gut, daß Martin Ulrich in empfindlichen Schaden gerieth. Es verging nämlich kein Jahr, ohne daß er tüchtig bestohlen wurde. Dadurch wurde ihm die Weizenernte selbst, früher sein größtes Vergnügen im ganzen Jahre, zum Aerger und bereitete ihm Verdruß über Verdruß.

Vorkehrungen, die er traf, hatten nicht den gewünschten Erfolg. Er hielt Wächter, die er gut bezahlte, damit sie den nächtlichen Felddieben aufpassen möchten, allein diese Wächter betrafen Niemand, und doch fehlten dem Bauer oft mehrere Garben auf einem kleinen Stück Land. Dies veranlaßte Martin Ulrich, die kostspieligen Wächter wieder abzuschaffen. Er vermuthete — und wohl nicht ohne Grund — daß die von ihm Besoldeten mit den herumlungernden fremden Dieben gemeinschaftliche Sache machen und die gewonnene Beute später brüderlich unter einander theilen möchten.

Gestattete es die Witterung, so eilte Martin Ulrich mit dem Einheimsen seines Weizens. Immer jedoch ließ sich das nicht machen. Bei veränderlichem Wetter — und gerade zur Zeit des Weizenschnittes fiel gern häufig Regen — mußte die Frucht tagelang im Freien liegen bleiben, um doch so viel abzutrocknen, daß sie später nicht in der Scheuer vor dem Ausdrusch zu keimen begann. Man band sie in solchen Fällen sogleich von der Sense weg in Garben und setzte dann „Puppen", die den Vortheil gewährten, daß selbst bei sehr schlechtem Wetter von je acht bis neun Garben höchstens eine einzige wirklich vom Regen litt. Alle

andern blieben unversehrt, trockneten gut aus und nach Verlauf von acht bis zehn Tagen konnten sie ruhig vom Felde in die Scheuer geschafft werden.

Auch diesmal war die Witterung ungemein ungünstig. Martin Ulrich ließ daher all seinen Weizen, den er rasch hinter einander mähte, in Puppen setzen. Als Frau Elisabeth sich dabei die Bemerkung erlaubte, er gebe damit den Felddieben Gelegenheit, mehr als sonst sich an seinem Eigenthum zu vergreifen, erwiderte er trocken:

„Das ist meine Sache! Ich rechne, wer Lust kriegt, auf meinem Felde lange Finger zu machen, dem soll's schlecht bekommen! Ich will heuer selber den Wächter spielen."

Frau Elisabeth war von dieser Antwort wenig erbaut. Sie hätte Martin gern von seinem Entschlusse abgebracht. Das war aber eine Aufgabe, die nur dann glücken konnte, wenn man sich der List bediente. Marianne sollte sie unterstützen, allein das Mädchen zeigte gar keine Neigung, in einer Angelegenheit, die sie nichts anging und die sie überhaupt nicht einmal für erheblich hielt, Opposition gegen den Vater zu machen.

So setzte denn Martin Ulrich seinen Kopf auf. Kaum stand der erste abgemähte Weizen in Puppen, so rüstete sich der Bergbauer auch schon auf die abzuhaltende Wache. Frau Elisabeth war aber nicht wenig erstaunt, als sie ihren Eheherrn von der Vorbühne herabkommen sah, eine alte, nicht eben sehr blank aussehende Flinte über der Schulter, mit Pulverhorn und Schrotbeutel ganz jägermäßig behangen.

„Mann, was fällt dir ein?“ rief Frau Elisabeth, die Hände erschreckt zusammenschlagend. „Du willst doch nicht mit dem alten verrosteten Schießprügel auf's Feld gehen? Wenn der Haideläufer vom Herrenhofe drüben über'm Berge dir begegnet, pfändet er dich.“

Martin Ulrich machte eine abwehrende Handbewegung.

„Mich pfändet Keiner, nicht einmal der Oberförster“, sagte er kühl.

„Wozu schleppst du denn das alte Rohr mit? Bei meines Vaters Lebzeiten schon wollt' es nicht mehr ordentlich schießen.“

„Ich hab's inwendig geputzt“, versetzte Martin.

„Du willst also richtig losknallen?“ fiel ganz verdutzt Frau Elisabeth ein. „Ordentlich mit Pulver und Schrot?“

„Na, mit Schnupftaback nicht“, erwiderte Martin, Pulver auf die Pfanne schüttend.

„Aber was willst du denn schießen?“

„Nichts, denk' ich. Meinst', ich wär' so ein Narr und pirschte, wo ich kein Recht hab' zu jagen? Unter die Sperlinge zu platzen, kann mir aber Keiner verwehren. Das Aaszeug sitzt heuer in ganzen Schwärmen auf den Puppen. Knalle ich ein paarmal unter sie, so ziehen sie ab. Und wenn die zweibeinigen Schälke ein Gewehr hören, kann's auch nicht schaden. Alles, was stiehlt, hat keine Courage.“

Frau Elisabeth war beruhigt. Sie ließ jetzt ihren eigensinnigen Mann ungehalten auf's Feld gehen und warnte ihn nur noch, dem scharfen Winde sich nicht zu sehr auszu-

setzen, damit er zuletzt von dem verdrehten Nachtwachen nicht auch noch krank werde.

Martin Ulrich war sehr aufmerksam. Er machte sich Bewegung, theils um nicht schläfrig zu werden, theils um sich vor Erkältung zu hüten. Beim Auf- und Abgehen entfernte er sich aber nie so weit von dem zu bewachenden Felde, daß er nicht Alles, was darauf vorging, bequem hätte übersehen können.

Die erste Nacht verging ohne jegliche Störung. Es ließ sich kein Dieb blicken, selbst die Spatzen stellten sich nicht in solcher Menge ein, daß ein Schuß unter sie gerechtfertigt gewesen wäre. Erst bei Sonnenaufgang gab Martin Ulrich seine Wache auf und schlug den Rückweg ein.

Als er am Pflanzengärtchen anlangte, wo der prächtige Stand der Gurken ihm ein zufriedenes Lächeln abnöthigte, sah er aus des Nachbars Hofraum Vater und Sohn, jeden mit einer Sense auf der Schulter, treten. Er blieb stehen und glotzte recht herausfordernd hinüber. Beide Männer grüßten den Bauer, wie üblich, Martin Ulrich aber lüftete weder die Mütze, noch öffnete er den Mund zum Dank. Christfried schien Lust zu haben, ein paar Worte an den unhöflichen Nachbar zu richten, sein Vater aber zog ihn schnell fort und that wieder, als bemerke er die beleidigende Haltung des hochmüthigen Bergbauers nicht.

„Ich wollte doch, die Diebe spielten dem unleidlichen Manne einen Schabernack, daß ihm die Augen über-

gingen!" sprach Christfried geärgert. „Alles, was jedem Andern den Hals bricht, das geht ihm durch. Zuletzt trommelt er uns noch auf dem Rücken herum, blos weil kein Christenmensch mit dem Eigensinn anbinden will! Aber wenn ich 'mal rackrig werde, so rücke ich ihm doch auf den Leib, Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, Vater!"

„Thu' es nicht, Christfried, es ist dein eigener Schade", warnte der alte Gärtner. — „Das Mädel entläuft dir nicht. Sie hat Charakter, und wenn der alte Streithahn erst sieht, daß bei der bloßen Dickthuerei der Glückstopf im Hause nicht einmal voll wird, viel weniger überkocht, so zieht er schon, um sein Kind ehrlich unter die Haube zu bringen, ganz von selber andere Saiten auf."

„Mit seinem verrosteten Blaserohre wird er keinen beherzten Kerl von seinem Weizen verjagen."

„Er bild't sich's doch ein."

„Ein derber Knittel ist viel besser."

„'s sieht doch nach was Rechtem aus."

„Ja, gerad' so, wie wenn er mit Spörnern auf's Pferd steigt", sagte Christfried lachend. „Dann hält ihn Keiner für einen richtigen Bauer; viel eher ist man gemeint, es mit einem böhmischen Viehhändler oder so 'was zu thun zu haben. Der verfluchte Eigensinn!"

Martin Ulrich's Nachbarn gingen ebenfalls Weizen schneiden. Es war Zufall, daß England's mit Weizen bestellter Acker gerade mit dem des Bergbauers grenzte, nur lag er etwas weiter nach dem Berge zu und wohl acht bis zehn Fuß höher.

„Wenn er's wirklich durchführt und alle Nächte mit seiner Donnerbüchse richtig den Wächter spielt, so ist's gut für uns", sagte der junge England, die Sense wetzend. „Er bewacht dann unsern Weizen gleich mit."

„Er hält's keine drei Nächte aus", meinte der Vater.

„Bei seinem Kopfe? Ich glaube doch."

„Desto besser für uns! Kommen doch noch Diebe aus der Nachbarschaft, so vergreifen sie sich schwerlich an unserer Frucht. Ulrich's ist schwerer, und dann ist's bei der großen Menge seiner Puppen auch nicht gleich zu merken, wenn's Einer nur ein Bissel gescheidt anfängt und die Garben wieder geschickt zusammenschiebt."

Dies Gespräch zwischen Vater und Sohn verstummte mit Beginn der Arbeit. Am Mittag lag aller Weizen in Geleden. Nach Tische begann das Aufbinden des Getreides und gegen Abend standen vier Reihen der schönsten Puppen auf den hohen Stoppeln.

Christfried gab genau Achtung auf das, was beim Nachbar vorging. Martin Ulrich ging richtig beim Einbruch der Dunkelheit wieder auf's Feld und kehrte erst am hellen Morgen von seinem Wachposten zurück.

„Wohl bekomm's, alter Eigensinn!" brummte der junge Bursche. „Wenn die Katzen auf den Dächern spazieren gehen, haben die Mäuse gut tanzen. — Alter schützt vor Thorheit nicht!"

Noch im Laufe dieses Tages stieg Christfried auf den größten Sauerkirschbaum seines Gartens, der voller halbreifer Früchte hing. Ganz oben an dem Wipfel brachte er

eine jener klappernden Windmühlen an, deren fast ununterbrochenes Gelärm die Vögel verscheucht. Es währte gar nicht lange, so lockte das laute Geklapper Marianne an's Fenster. Christfried nickte ihr verstohlen zu, band dann noch ein paar verknotete Bänder an die Klappermühle, machte allerhand Faxen, die indeß Marianne recht gut zu verstehen schien, und stieg, als seine Zeichensprache freundlich erwidert ward, befriedigt von seinem luftigen Sitze herab.

Martin Ulrich brummte und raisonnirte über unnütze Spielereien, als er dies Geklapper vernahm und die Mühle auf dem Kirschbaume im Garten des Nachbars gewahrte. Er hätte sie gern durch einen Steinwurf zertrümmert, aber er wagte es nicht, weil ein solcher unerlaubter Eingriff in fremde Rechte doch unangenehme Folgen für ihn haben konnte.

Die Nächte brachte er consequent auf dem Felde zu. Er ward ärgerlich, daß kein verdächtiger Herumschleicher sich sehen ließ; denn er hätte doch gar zu gerne einen der Schälke, von denen er mehrere zu kennen glaubte, auf frischer That ertappt. Recht würde er sich dann selbst auf seine Weise verschafft haben, ohne die weltliche Obr gkeit zu incommodiren und den Ergriffenen in schwere Strafe zu bringen. Es blieb aber in jeder Nacht Alles still, und Martin Ulrich langweilte sich ganz entsetzlich. Auch begann ihn das Wetter zu geniren. Schien am Tage die Sonne, so regnete es regelmäßig des Nachts mehr als einmal, und der Wachehaltende wurde durchnäßt bis auf die Haut.

Dennoch gab er sein Vorhaben nicht auf, weil er fest überzeugt war, die schlauen Felddiebe würden sich einfinden, sobald sie sich sicher wüßten.

Am meisten verdroß es den Bergbauer, daß des Nachbars Sohn jeden Abend, wenn er mit seiner verrosteten Flinte den Rain heraufschritt, um die nutzlose Wache anzutreten, regelmäßig von seinem Felde heimging. Der Bursche war so malitiös, ihn dann ganz freundlich zu grüßen und allemal auch gute Wache zu wünschen.

„Könnt' ich dem Bengel doch an's Fell!" knirschte Martin Ulrich. „Er weiß, daß ich seine paar lumpigen Aehren mit bewache, und gerade darum thut er sich im Hause 'was zu Gute!"

Das that Christfried England auch wirklich. Es verging keine Nacht, wo er nicht mit der Tochter des alten Brummbärs zusammensteckte, nur hütete er sich, das geliebte Mädchen im Hause zu besuchen. Denn wäre Martin Ulrich unerwartet heim gekommen und hätte ihn betroffen, so würde bei dem wilden Jähzorn des Bauers das größte Unglück aus solcher Begegnung entstanden sein.

In der fünften Nacht, die der Bergbauer wachend auf dem Felde zubrachte, wollte der junge England sein Mädchen erst gegen Mitternacht besuchen. Er mußte für den Vater zum Stellmacher gehen, der zwei Stunden entfernt wohnte, und da er erst gegen Sonnenuntergang frei ward, konnte sich die Rückkunft bis spät in die Nacht hinein verzögern. Als Ort des Stelldicheins war die sehr versteckte

und dicht mit Gebüsch umgebene Laube im Garten England's bestimmt.

Ein paar Gewitterschauer zogen am Tage längs des Gebirges hin, weiter abwärts fiel nur dünner Sprühregen. Gegen Sonnenuntergang hellte sich das Wetter auf und als Martin Ulrich mit seiner Flinte, die er mit großer Mühe etwas vom Rost gereinigt, später vorsichtig auf's Neue geladen hatte, nachdem er den nun schon mehrere Tage alten Schuß herausgezogen, seine Wache antrat, strahlte der Himmel im reinsten Aetherblau.

Auch in dieser Nacht zeigte sich dem Wachenden nichts Verdächtiges. Es war der klaren Luft wegen heller als in den früheren Nächten, obwohl der Mond nicht schien.

Der Bergbauer fühlte sich, als er ein paar mal seine Felder umschritten, auch ein paar der am weitesten nach dem Berge vorgeschobenen Puppen genau besichtigt und die Garben gezählt hatte, ermüdet.

Er setzte sich daher weiter abwärts, das Gesicht halb dem Dorfe, dessen Hunde er bellen hörte, halb seinem Felde zugekehrt, neben eine der Puppen, die ihm Schutz gegen den ziemlich scharfen Wind gewährte, der vom Gebirgskamme herüberpfiff. Manchmal vernahm er das Rauschen des Wehres — dann dachte er an seine Reusen und nahm sich vor, gleich am nächsten Morgen nach abgehaltener Wache zuzusehen, ob sich viele Schmerlen darin gefangen hätten.

Bald fühlte er sich von Schläfrigkeit dergestalt übermannt, daß er vergebens dagegen ankämpfte. Zwar schlief

er nicht ordentlich ein, er dämmerte nur so hin, quälte sich mit Träumen und hörte doch das Geräusch im Dorfe. Seine Flinte fest zwischen die Füße stellend und das Rohr so kehrend, daß im Fall einer Entladung der Schuß in die Luft gehen mußte, saß Martin Ulrich geraume Zeit immerfort nickend und stets mit dem Vorhaben beschäftigt, den Schlaf abzuschütteln und wieder wachend das Feld zu umschreiten.

Ein starkes Rascheln, das sich ganz so anhörte, als ob Jemand eine Garbe behutsam zwischen andern hervorzöge, erweckte den Schlaftrunkenen. Martin Ulrich war auf der Stelle munter. Nur mit den Augen mußte er ein paar mal blinzeln, um deutlich sehen zu können.

Noch saß er im Schutz der Puppe, die Flinte fester fassend und den Kopf nach rechts, von wo das Geräusch zu kommen schien, weit vorbeugend.

Ein paar Secunden nur vergingen, dann rauschte es wieder. Es war keine Sinnentäuschung — ein Dieb streckte die frevle Hand aus nach seinem Eigenthum.

Martin Ulrich fuhr jäh empor. Bei hellem Tageslicht würde man die Glut des Jähzornes, die in ihm loderte, auf dem Antlitze des empörten Bauers deutlich erkannt haben. Noch blieb er aber regungslos stehen, um zu überlegen, was ihm jetzt wohl zu thun obliege.

Da sah er, daß die Puppe, die ihm Schutz gewährt hatte, zu wanken begann — ein paar Augenblicke noch und sie brach seitwärts zusammen. Hinter den stürzenden Garben bewegte sich eine Gestalt, die jetzt, wo der Kopf des

ergrimmten Bauers sichtbar ward, ungesäumt Kehrt machte und sogleich in größter Schnelligkeit quer über die Stoppeln bergan lief.

„Hallunke, steh!“ donnerte Martin Ulrich dem Enteilenden nach. „Steh', oder ich schicke dir einen Denkzettel nach!“

Seinem Rufe ward keine Folge gegeben. Ein Ruck und der Hahn knackte, ein zweiter brachte den Gewehrkolben an die Backe des erhitzten Bauers, und gleich darauf krachte ein Schuß, der in der stillen Nacht weithin vernehmbar ward.

Durch den verfliegenden Pulverrauch sah Martin Ulrich die kaum dreißig Schritt entfernte Gestalt unter lautem Schmerzensschrei zusammenbrechen. Es überrieselte ihn kalt, als er die noch rauchende Flinte zu Boden senkte. Er hatte in auflodernder Zorneswallung auf einen Menschen geschossen, von dem er ja nicht einmal wußte, ob er ihn bestehlen wollte. — Wenn der Getroffene nun starb? Wenn er vielleicht ganz unschuldig war? — Große Schweißtropfen rieselten über Martin Ulrich's Stirn herab. Das Pochen seines Herzens rüttelte an seinem Gewissen. Im Ohr pfiff und heulte es, als schreie eine unsichtbare Macht immerfort gellend: „Mörder! Mörder!“

Er wollte fortgehen, aber er konnte keinen Fuß vor den andern setzen. Noch regte sich der Verwundete, das sah der Bauer in seiner Angst — es kam ihm auch vor, als höre er ihn wimmern, ein Wort an ihn zu richten aber vermochte er nicht.

Der Ruf „Mörder! Mörder!“ den er hörte und der ihm fast die Besinnung raubte, hielt ihn davon zurück. Bald erfaßte ihn Grausen. Die Sperlinge, die sich jetzt auf die zusammengestürzte Puppe niederließen, verwandelten sich vor den Augen des Geängstigten in ebenso viele Raben.

Halb besinnungslos ließ er das Gewehr fallen, dann begann er zu laufen, als würde er verfolgt. Auch hörte er immer Tritte hinter sich, und das Keuchen seiner eigenen Brust hielt er für das ächzende Athemholen eines ihm Nachsetzenden. So erreichte er schweißtriefend den Pflanzengarten, als die Uhr auf dem nahen Kirchthurm dumpf hallend gerade die Mitternachtsstunde verkündigte. Der Wächter rief dicht hinter dem Hause des reichen Bauers und schloß mit den üblichen Worten:

„Und lobet Gott den Herrn!“

„Gott den Herrn!“ wiederholte mit lallender Zunge Martin Ulrich. „Wenn Gott der Herr mir doch gnädig sein wollte!“

6.

Marianne schlich sich bald nach elf Uhr aus dem Hause, stieg über den Zaun und eilte nach der versteckten Laube. Hier vernahm sie den Schuß und ein eigenthümliches Bangen befiel sie. Sie gedachte sogleich des Vaters,

und es wollte sie nicht beruhigen, daß derselbe bei jedesmaligem Verlassen des Hauses der Mutter die Versicherung gab, seine Flinte sei blos für Spatzen geladen.

Die Zeit ward dem harrenden Mädchen entsetzlich lang. Christfried war doch sonst so flink und ließ sich keine Mühe verdrießen, wenn er nur ein paar Minuten mit ihr plaudern konnte. Warum zögerte er heute so ewig lange?

Es litt Marianne bald nirgends mehr. Durch den ganzen langen Baumgarten bis hinunter an das steile Flußufer schritt sie, auf jedes Geräusch horchend, immer in der Hoffnung, der Geliebte müsse es sein und sie zärtlich an sein Herz drücken. Dann ging sie wieder zurück, liebkoste den Kettenhund, der ihr dankend die Hand leckte, sah nach, ob auch in den Stallungen Alles ruhig sei, und wagte sich endlich bis an das nur angelehnte Hofthor. Die großen Lindenbäume vor demselben boten einen trefflichen Versteck. Ein starker Mann konnte sich hinter jedem derselben verbergen und dabei doch bequem nach dem Felde auslugen.

Sie hatte nur einige Minuten hier gelauscht, als sie die Gestalt eines Mannes vom Felde hereinschreiten sah. Er ging rasch, offenbar weil er Eile hatte.

„Da kommt er!“ jubelte Marianne im Herzen. „Nun wart’, Schelm! Dafür, daß du mich so lange hast warten lassen, mußt du einen kleinen Schreck haben!“

Hinter dem Stamm der leis rauschenden Linde verborgen, horchte sie genau auf die Schritte des ziemlich schnell näher Kommenden. Jetzt vernahm sie dieselben

am Rande des Pflanzengärtchens — jetzt stieß der Eilende an den Stein im Fahrwege — nun hatte er noch zwei Schritte bis zum Baum. Eins — zwei — zählte das glückliche Mädchen — die Gestalt schritt vorüber und Marianne traf mit derbem Schlage ihre Schulter.

„Nachtschwärmer!“ sprach sie kichernd und wollte den sehnlichst Erwarteten mit beiden Armen umfangen. Da packte sie plötzlich starres Entsetzen, ihr Blut stockte — denn sie sah in die geisterbleichen, verstörten Züge ihres Vaters!

Ein halb unterdrückter Schrei entglitt ihren Lippen. Martin Ulrich rief zurücktretend nur das eine Wort:

„Marianne!“

Furcht lähmte in den nächsten Augenblicken die Zunge der Tochter, Argwohn und die gerechtfertigte Vermuthung, das Mädchen wandele auf verbotenen Wegen, ließ den Vater nicht gleich zu Worte kommen.

„Wem galt dein Gekicher?“ stammelte dann der verstörte und doch auch von aufwallendem Zorn wieder beherrschte Bauer. „Erwartest du den verdammten Kerl vom hintern Zaun her? Wenn's das wäre, bei meinem Eid, die Kehle könnt' ich dir zudrücken wie einer Katze! Es liefe dann Alles auf Eins hinaus.“

„Vater“, versetzte Marianne, der sein verändertes Wesen nicht entging, „ich hörte schießen und da hatte ich keine Ruhe mehr im Hause. Wo ließt Ihr denn die Flinte?“

Diese Frage verwirrte Martin Ulrich dergestalt, daß er im Hinblick auf das Unglück, das er wahrscheinlich angerichtet hatte, den Kummer vergaß, den ihm die Tochter

verursachte. Gebieterisch streckte er den Arm aus nach dem Hofe, und ohne eine weitere Unterredung mit der ängstlichen Tochter anzuknüpfen, deren Herz von bangen Ahnungen erfüllt war, sprach er nur:

„Marsch hinein ins Haus! Morgen ist auch noch ein Tag!“

Seine Stimme erstickte in einem schweren Seufzer. Marianne wagte nicht zu widersprechen. Sie mußte, mochte geschehen, was da wollte, dem Stelldichein mit dem Nachbarssohne entsagen, für dessen Nichterscheinen sie gar keinen Entschuldigungsgrund in ihrem liebeheißen Herzen auffinden konnte.

Marianne konnte nicht schlafen. Sie horchte auf den Wind, der die Aeste des Fliederbaumes an der gekalkten Wand scheuerte, auf jeden Laut, in dem sie den Schritt des Geliebten zu venehmen hoffte. So oft das Geklapper der Windmühle auf dem Kirschbaume ihr Ohr traf, träumte sie sich in die lauschige Laube und sog in geistiger Sehnsucht die Küsse des Mannes, den sie nach des eigensinnigen Vaters Willen nie besitzen sollte.

Auch Martin Ulrich floh der Schlaf. Er schien nirgends Ruhe zu finden, denn die Tochter hörte ihn mehrmals über die Vorbühne gehen, laut und tief seufzen, an den Geschirren rütteln und sogar die Bodentreppe hinauf steigen. Es ward ihr bänger und immer bänger. Hatte der Vater Streit gehabt? War ihm ein Jäger begegnet und hatte dieser ihm die Flinte genommen, sie dann abgefeuert und den unbefugten Träger derselben mit harter Strafe bedroht?

Je länger Marianne über diese Fragen nachdachte, desto einleuchtender ward es ihr, daß sie ungefähr die Wahrheit errathen haben möge. Sie kannte den Vater zu genau, sie wußte, daß der Jähzorn ihn leicht zu einer unüberlegten Handlung fortreißen konnte, die er wenige Minuten später bereute. War es ihm doch als Bursche schon begegnet, daß er in der heißen Aufwallung des Augenblickes einen seiner liebsten Jugendfreunde durch einen Faustschlag beinahe getödtet hätte. Seitdem mochte er nichts mehr von dem Besuch des Kretschams hören, wo ja das Gespräch mit Andern, und die den Meisten eigene Gewohnheit, sich selbst für unfehlbar zu halten, Veranlassung zu erbittertem Streite gab. Gewiß, es war so, wie Marianne vermuthete. Der Vater war mit dem Jäger zusammengetroffen, hatte sich mit diesem überworfen und wahrscheinlich zuletzt gar an ihm vergriffen. Nun aber sah er sein Unrecht ein, machte sich selbst Vorwürfe, und weil es ihm allein auf dem Felde unheimlich geworden, hatte er die Wache aufgegeben und war zu so ungewohnter Stunde heimgekehrt.

Mit diesem Troste befiel das von Sorgen und Harren ermüdete Mädchen gegen Morgen ein unruhiger Schlummer. Bald aber weckte sie lautes Geschrei und das dumpfe Gemurmel vieler Stimmen. Der Kettenhund bellte anfangs laut, mit klirrender Kette an seiner Stange auf- und ablaufend, dann begann er so fürchterlich zu heulen, daß Marianne besorgte, es möge entweder im Hofe ihres Vaters oder in der nächsten Nachbarschaft Feuer ausgebrochen sein.

Die ungestümen Schläge an die noch von Innen verriegelte Hausthür bestärkten sie in dieser Vermuthung.

Während sie schnell in die Kleider fuhr, hörte sie den Vater schon die Treppe hinabeilen und den weinerlichen Ruf der Mutter:

„O Gott, o Gott, Martin, was hat das zu bedeuten?"

Marianne stieß die Kammerthür auf. Frau Elisabeth lief eben mit fliegendem Haar über die Vorbühne.

„Mutter, Mutter, was ist denn geschehen?" rief sie der Erschrockenen zu.

Diese gab keine Antwort.. Unten klirrte der Riegel. Männer drangen ein, ein Chaos von Stimmen schwirrte unverständlich durch einander.

Auf der letzten Treppenstufe angekommen, hörte sie, wie der Richter des Dorfes ruhig, aber streng zu ihrem Vater sagte:

„Martin Ulrich, ich muß dich arretiren! Christfried England hat ausgesagt, daß du in vergangner Nacht, als er quer über dein Weizenfeld ging auf seinem Heimwege vom Stellmacher, hinterrücks auf ihn geschossen hast! Da, der Gerichtsmann Jeremias hat die Flinte draußen neben der umgefallenen Puppe gefunden. Christfried liegt in den letzten Zügen; er soll eben berichtet werden."

Frau Elisabeth stieß einen gellenden Schrei aus und sank dann schluchzend, beide Hände über das Gesicht deckend, in die Arme der beispringenden Tochter. Marianne blieb stumm. Sie fühlte, wie ihr Herz erkaltete; erst als sie jetzt den todtenbleichen Vater dem Richter ruhig die Hände

entgegenstrecken sah und resignirt die Worte sprechen hörte: „Da, Herr Richter, bindet mich, ich bin Euer Gefangener!" vergingen ihr die Sinne und sie glitt langsam neben der weinenden Mutter auf die mit immer mehr herandrängenden Menschen sich füllende Hausflur.

7.

Der unglückliche Schuß des reichen Bergbauers machte in weiten Kreisen das größte Aufsehen. Für Martin Ulrich lagen die Sachen schlimm. Seine Feinde, deren er nicht gar zu wenige besaß, sprachen ziemlich unverhohlen von einem voraus überlegten Verbrechen. Es war Niemand ein Geheimniß, daß der stolze Bauer dem Sohne des Nachbars mit vieldeutigen Worten Böses angedroht und daß er geschworen hatte, er wollte lieber untergehen oder zum Bettler werden, als dem Gärtnersjungen seine einzige Tochter zum Weibe geben. Andrerseits kannte das ganze Dorfe die innige und aufrichtig gemeinte Liebe der beiden jungen Leute. Je seltener derartige Herzensneigungen unter Landleuten vorkommen, desto wärmer war die Theilnahme Aller an diesem Verhältnisse. Es gab selbst unter älteren Personen kaum Einen, der nicht die Partie der Liebenden ergriffen hätte. Jeder wünschte, es möge den jungen Leuten gelingen, den harten Sinn des Vaters ent-

weder zu erweichen, oder irgend ein Zufall diesen zur Aenderung seiner Ansichten, zur Ablegung seines grenzenlosen Bauernstolzes veranlassen.

Nun lag der hoffnungsvolle, gesundheitstrotzende Jüngling besinnungslos im Aelternhause. Der Schuß Martin Ulrich's hatte das Rückgrat schwer verwundet; ein paar der groben Schrotkörner, womit das alte Gewehr überstark geladen war, saßen tief in der linken Seite und der Achselhöhle. Der starke Blutverlust, den nur eine sehr kräftige Natur überdauern konnte, machte die an sich nicht lebensgefährlichen Verletzungen doppelt bedenklich. Es konnte für ein halbes Wunder gelten, daß der schwer Verwundete sich ohne Hilfe eines Andern beinahe eine Viertelstunde weit heim zu schleppen vermochte. Die Blutspur vom Schauplatze der That bis in den Hof des Gärtners war Tage lang ein Gegenstand neugieriger und glossirender Besucher. Gegen drei Uhr Morgens machte der ältere England Anzeige von dem Geschehenen, worauf der Richter in Begleitung einiger Gerichtsleute sogleich auf's Feld eilte und hier die Flinte des Bergbauers als corpus delicti aufhob.

Martin Ulrich saß als Gefangener in dem Privatcabinet des ihm befreundeten und sogar verwandten Richters. Fesseln hatte man dem ohnehin niedergeschlagenen Manne nicht angelegt, da er durchaus keinen Versuch machte, sich durch die Flucht der Strafe zu entziehen. Das Unglück hatte aber den Hochmuth und Eigensinn Martin Ulrich's noch nicht gebrochen. Als Richter Elias ihn fragte, ob er den armen Menschen, der durch sein jähes Handeln um's

Leben kommen könne, nicht sehen, ihn nicht um Verzeihung seiner Schuld bitten wolle, preßte er die Lippen so fest zusammen, daß sie fast ganz verschwanden, und dem Fragenden einen finstern Blick zuwerfend, schüttelte er heftig den Kopf.

„Demüthige dich, Martin“, redete Richter Elias dem Unerbittlichen zu. „Es fällt itzund viel Unglück auf einmal vor deine Thür, und 's ist partout nicht unmöglich, daß dir die paar Loth alberner Weise verplatztes Pulver dein ganzes schönes Gut und die Ehre noch dazu kosten können. Ein Bissel klein beigegeben in Zeiten ist also wohl das Klügste, was du thun kannst. Bedenke, Martin, was du Alles zu verantworten hast! Stirbt der Christfried, so heißt dich das ganze Dorf seinen Mörder! Du hast von Glück zu sagen, wenn du mit fünf oder sechs Jahr Zuchthaus freikommst. Derweilen fressen die Proceßkosten dein ganzes Vermögen auf, und wenn deine Marianne — daß Gott erbarm' — nicht ins Wasser springt oder gar den Verstand verliert, viel' Freuden auf Erden wird sie auch nicht mehr haben. Man möcht' dem armen Dinge beinahe wünschen, daß sie sich am Sarge ihres Liebsten geschwind zu Tode flenne! Nun, und deine Frau, was soll die anfangen? Martin, Martin, du hast wacker viel dummes Zeug angericht't mit deinem schlechten Schießprügel!“

Martin Ulrich hörte diese gerechten Vorwürfe in dumpfem Schweigen an, zu einem Besuche des Verwundeten aber war er nicht zu bewegen.

„Ich dacht', 's wär' ein Dieb“, gab er ein paar

mal zur Antwort. „Warum denn gab er keine Antwort, als ich ihn anrief?"

Ein Verhör mit dem Verwundeten konnte nicht angestellt werden, weil er zu schwach war. Man wußte also auch nicht, was dem Schusse des Bergbauers vorangegangen und ob dieser nicht gereizt worden war.

Das gerichtsärztliche Gutachten lautete zum Glück trostreicher, als man erwartet hatte. Unter großem Zudrange genaß der Schwerkranke das Abendmahl. Bald darauf fiel er in ruhigen Schlaf, worauf Marianne sich alsbald wieder aufraffte und mit der Bemerkung: „Wenn Alle den Kopf verlieren, will ich ihn doch behalten", an dem Schmerzenslager des Geliebten wachte.

Nach acht Tagen schon erklärte der Arzt den jungen England außer Gefahr. Eine Woche später gestattete er ein Verhör desselben.

Es konnte Christfried nicht in den Sinn kommen, die unglückliche That Ulrich's durch erschwerende Aussagen in ein gehässiges Licht zu stellen. Er bestätigte unaufgefordert das wiederholt ausgesprochene Wort des Bergbauers, der jähzornige Mann habe in dem Wahne, einen der verhaßten Felddiebe, auf die er schon Nächte lang vergebens gelauert, vor sich zu haben, den unglücklichen Schuß abgefeuert. Gleichzeitig klagte sich der junge Mann auch schweren Leichtsinns an und nahm damit einen Theil der Schuld auf sich selbst. Aus reinem Uebermuthe und — wie er sich ausdrückte — um dem eigensinnigen Bauer, der sein Herz geflissentlich mit Füßen trat, einen Tort anzuthun, habe

er sich an die Puppe geschlichen, eine Garbe herausgenommen und dadurch den nickenden Bergbauer glauben machen wollen ein Dieb sei eben dabei, Hand an sein Eigenthum zu legen. Auch den drohenden Ruf Ulrich's hatte Christfried sehr wohl gehört, darauf stehen-bleiben oder Antwort geben aber konnte er nicht, ohne sich zu verrathen. Hätte der heftige Mann ihn erkannt, so würde ein Faustkampf kaum zu umgehen gewesen sein, denn Martin Ulrich pflegte im Schlimmen wie im Guten stets Wort zu halten.

Diese Aussage sprach sehr zu des Gefangenen Gunsten und ließ die unglückliche That in viel milderem Lichte erscheinen. Man hatte es weder mit einem prämeditirten Mordangriff zu thun, noch lag eine Handlung der Rache vor. Die heftige Gemüthsart des Bergbauers hatte ihn offenbar zu unüberlegtem Thun fortgerissen, das er jetzt wahrscheinlich gern ungeschehen gemacht hätte.

Sein Inneres enthüllte übrigens Martin Ulrich Niemand. Mochte er immerhin Reue fühlen über das von ihm angerichtete Unglück, eine Aeußerung, welche dies Gefühl kundgegeben, kam nicht über seine Lippen. In den Verhören blieb er streng bei seiner ersten Aussage. Als man von ihm erfahren wollte, ob nicht ein heimlicher Rachedurst ihn geleitet habe, wie er auf den jungen England angelegt, vergaß er bei einem Haar, wem er gegenüberstand. Er besann sich aber doch, schluckte den Zorn hinunter und sagte beleidigt:

„Ich wußte nicht, wer so geschwind auskratzte, und

vermeinte einen Dieb vor mir zu haben. Des Nachbars Sohn hätte ich durchgewalkt."

Eine zweite Frage, die sich auf das von dem Bauer nicht gebilligte Verhältniß zwischen dessen Tochter und dem Verwundeten sich bezog, machte Martin Ulrich erröthen.

„Davon will ich nichts hören", gab er abwehrend zur Antwort. Ruhiges Zureden auch Seiten des Stadtrichters, der ihm sein Unrecht vorhielt, blieb erfolglos. Mehrmalige Wiederholung desselben vermehrte nur seine Starrheit.

„Ich denk'", sagte er in möglichst unehrerbietigem Tone, „daß Mädel ist mein Kind, und wenn mir's nicht gefällt, sie dem ersten besten Jungen, den ihr Auge hübsch findet, zu geben und das halbe Viertel alter Silberthaler dazu, das ich ihr in die Schürze schütten kann, wenn ich sie aus dem Brod haben will, so hat ein hochpreisliches Gericht sich in diese Sache nicht zu mischen."

Man mußte von dem Plane abstehen, den Eigensinn des zähen Bauers zu brechen. Aus allen Aeußerungen desselben ging hervor, daß er keinen Trieb in sich fühle, dem jungen England versöhnend die Hand zu reichen. Sobald er erfahren hatte, der Verwundete sei außer Gefahr, erkundigte er sich mit keiner Sylbe mehr nach ihm. Er sprach ungenirt von einem Schmerzensgelde, das er dem Burschen zu zahlen bereit sei, und ließ nicht undeutlich merken, daß er die „dumme Geschichte" nun bald in Ordnung gebracht wünsche.

Das Gericht willfahrte jedoch diesem Wunsch nicht.

Einverstanden zwar mit der Ansicht des Bauers hinsichtlich einer zu bezahlenden Geldsumme, stellte es diese doch so hoch, daß Martin Ulrich davor erschrak. Es verurtheilte ihn außerdem in die Kosten und erkannte ihm schließlich eine zweimonatliche Gefängnißstrafe zu, die er im Stockhause abzusitzen hatte.

Martin Ulrich appellirte gegen dies Erkenntniß, fand jedoch kein Gehör. Das Appellationsgericht bestätigte einfach das gefällte Urtheil und verwies unter Beifügung einer scharfen Rüge Appellanten zur Ruhe.

Das war ein harter Schlag für den Bergbauer. Die Geldsumme konnte er zwar verschmerzen, aber es ärgerte ihn über die Maßen, daß er sie dem kecken Gärtnerssohne, dem Kuhtreiber, wie er ihn nannte, für Nichts ins Haus schicken sollte. Schwerer noch traf den hochmüthigen Mann die zu verbüßende Stockhausstrafe. Dem gemeinsten Schufte gleich, den man Vagabondirens halber aufgegriffen und auf ein paar Wochen eingesteckt hatte, mußte er jetzt Tag für Tag Holz sägen! Einen Gehilfen, wie er ihm paßte, konnte er sich unter den Insassen des Stockhauses nicht wählen; das war Sache des Stockmeisters, dem alle Gefangenen unbedingt gehorchen mußten.

Martin Ulrich und gehorchen! So lange er selbstständig war, hatte er immer nur sich selbst Gesetze vorgeschrieben. Und jetzt sollte er einem Manne auf Wort und Wink pariren, den er sonst um keinen Preis der Welt an seinem Tische hätte niedersitzen lassen. Das zu ertragen, war mehr als Buße. Dreimal lieber hätte er das Geld bezahlt, als mit

dem Herumtreiber, dem liederlichen Korb-Jörge, den er verschiedene Male aus seinem Hofe gejagt, und der jetzt wieder einmal im Stockhause weilte, die große Säge handhaben zu müssen.

Korb-Jörge aber, ein Nichtsnutz und Schlaukopf zugleich, ärgerte den stolzen Bauer durch sein höfliches und zuthuliches Wesen. Er nannte ihn regelmäßig Kamerad, suchte ihn über die Fatalität, die ihm passirt sei, zu trösten, und gab ihm wiederholt die Versicherung, er werde die jetzigen Tage, wo er so brüderlich mit ihm arbeite, stets für die glücklichsten seines Lebens halten.

In den ersten vierzehn Tagen war Martin Ulrich dieser ihm aufgedrungenen Gesellschaft wegen kaum seines Verstandes mächtig. Sein Stolz war unheilbar verletzt, seine ganze Reputation fiel von ihm ab wie nasser Kalk von einer trockenen Wand. Und das Alles mußte er ertragen, stillschweigend ertragen, des Schabernackes halber, den ihm der dumme Junge in jener Unglücksnacht hatte spielen wollen!

In der dritten Woche der zu verbüßenden Stockhausstrafe wollte der nunmehr ganz genesene Christfried den Bergbauer besuchen. Er meldete diesen Vorsatz Martin Ulrich durch einige Zeilen. Als dieser sie gelesen hatte, geberdete er sich wie ein Unsinniger.

„Auch das noch?" rief er aus. „Bin ich nicht schon genug bestraft für meine Unvorsichtigkeit? Wirklich, der Kerl, der mich um Geld, Ehre und Reputation gebracht hat, also daß alle Bauern mit Fingern auf mich zeigen

und die Weiber ein halb Jahr lang bei Kaffee und Kuchen darüber klatschen werden, bis sie schier die Augen verdrehen, der will mir noch einmal vor's Gesicht kommen? daß ihm die Schwerenoth ins Genick führe! — Schießen darf ich nicht wieder auf den Zaungucker, aber's Anspeien, wenn er mir gerad' über'n Weg läuft, kann mir doch Keiner verwehren! — Ich will ihn nicht sehen, den — den — Gärtnersjungen! Und wenn ich erst wieder auf freien Füßen bin, und ich ersticke nicht an der Schande, die mir ein hochpreisliches Gericht angethan hat — die Augen verbind' ich mir, so oft ich aus dem Hofthore gehe, nur daß ich das Häusel nicht sehe, unter dessen Dache des langen England's Bursche meine blanken Thaler zählt!"

Der tief beleidigte Mann war durch alles Zureden nicht andern Sinnes zu machen. Mürrisch that er seine Arbeit, duldete das Geschwätz der Mitgefangenen, mit denen ihn sein Unstern zusammenbrachte, sprach aber mit keinem ein Wort.

So verging ein Monat. Es war tiefer Herbst geworden. Schon fror und schneite es und der Aufenthalt im Stockhause ward dem verwöhnten Bauer immer unerträglicher. Da ward ihm die Ankuft seiner Tochter gemeldet.

Das Vaterherz hatte sich wohl zuweilen nach dem Anblick seines Kindes gesehnt, die Art und Weise aber, wie er jedesmal von Mariannen sprach, wenn Frau Elisabeth, die wöchentlich einmal mit ihrem Gatten zusammenkam, dieser gedachte, ließ der vorsorglichen Mutter eine Zusammenkunft mit dem Vater bedenklich erscheinen.

Sie kannte Martin genug, um zu wissen, daß er der Tochter kein freundliches, viel weniger ein aufrichtendes Wort gönnen werde, und wenn ihm auch das Herz dabei blute. Jetzt aber bestand Marianne so fest darauf, den Vater zu sprechen, daß die Mutter ihrem Drängen nachgeben mußte. Sie hatte des Vaters hartes Urtheil über Christfried England erfahren; diesem zufolge mußte sie die Hoffnung aufgeben, den Vater je zu erweichen, und diese trostlose Gewißheit lastete schwer auf dem Gemüthe des liebenden Mädchens. Ihre einzige Hoffnung setzte sie auf ein Gespräch mit dem Vater ohne Zeugen.

Der Gefangene hatte eben den schmählichen Sägebock verlassen und würgte noch an den zudringlichen Schmeichelworten, mit denen Korb-Jörge ihn während der Arbeit wieder überschüttet. In diesem Augenblicke, wo er sich unglaublich gedrückt und tief gedemüthigt fühlte, war ihm der Besuch des lang entbehrten Kindes fast angenehm. Ein so liebes Antlitz, dessen er sich nicht schämen durfte, hatte er ja seit seiner Verhaftnng nicht mehr gesehen.

Marianne flog halb lachend, halb weinend auf den Vater zu, der es geschehen ließ, daß sie ihn umarmte und küßte. Dann erst begegneten sich die Blicke Beider. Die Tochter fand den Vater sehr verändert. Er war hagerer geworden; auf seiner Stirn lagen dicke Falten, und Mund und Kinn verunzierte ein struppiger grauer Bart. Diesen ließ sich ber Bergbauer aus Eigensinn wachsen, weil er sich von dem Gefängnißbarbier nicht rasiren lassen wollte, und

die Erlaubniß, dies selbst thun zu dürfen, nur durch ein Bittschreiben an den Rath zu erlangen war.

Auch Marianne fand der Vater seinerseits verändert. Sie sah nicht mehr so fröhlich und harmlos aus, wie ehedem. Ihre vollen rosigen Wangen waren etwas eingefallen und die erste Jugendblüte verschwunden. Harm und Sorge um den Vater und dessen Schicksal erklärten diese Veränderung wohl, den Bauer aber berührte sie dennoch recht unangenehm.

„Gott Lob, Vater", begann Marianne zu plaudern, „nun geht die schwere Zeit bald zu End'. In vier Wochen ist Weihnachten und dann haben wir Euch wieder. Die Karpfen, die ich Euch dann sieden will, soll'n aber 'mal schmecken! Ich werd' den Pfefferkuchen nicht sparen."

„Denkst schon an's Essen, Mädel?" versetzte Martin. „Ich mein' manchmal, ich hab's ganz verlernt. Hier gibt's keinen gedeckten Kirmestisch, wo Einer gern zulangt. Das Bissel Gottesgabe, das sie Einem vorsetzen, ist weder gesalzen noch geschmalzen."

Er seufzte, denn er dachte gleichzeitig an die Gesellschaft, mit welcher er den Mittagstisch theilen mußte.

„Um so besser gerad' schmeckt's Euch wieder im eigenen Hause", fuhr Marianne fort. „Und wie sich Alle auf Euch freuen, Vater, das kann ich Euch gar nicht sagen! Kein Mensch mocht' mehr auf dem Gute sein, und die Arbeit schaffte nicht, und Ordnung war auch keine, denn Jeder hing den Kopf, weil Alle trauerten. Ich soll Euch vom ganzen Gesinde grüßen."

„Dank' schön! Werden's auch bei mir bleiben nach der Zeit?"

„Ist sie vorbei, so denkt Jeder, er habe einen bösen Traum gehabt. 's muß wohl auch manchmal so 'was passiren, daß Einem nicht zu wohl wird und wir fein demüthig bleiben. Hochmuth kommt ja vor'm Fall, heißt's im Sprichwort. Daß ich's nicht vergesse, Vater, auch die Nachbarn haben mir die allerschönsten Grüße an Euch aufgetragen."

Martin trommelte auf den fichtenen Tisch, an dem er der Tochter gegenübersaß, eine Antwort gab er nicht.

„Recht sehr besonders soll ich Euch von Englands grüßen, vom Alten wie vom Jungen, und wenn Ihr nichts dawider hättet, sollte Alles vergeben und vergessen sein."

Jetzt stand Martin Ulrich auf, legte den linken Arm auf den Tisch und klopfte mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf einen großen quer durchgesägten Ast in der Tischplatte.

„So wenig ich mit meinem bloßen Finger diesen Ast hier durchstoßen kann, so wenig richtet sich Freundschaft auf zwischen mir und den Englands!" sprach er so hart und kalt, daß die Tochter die Gänsehaut überlaufen fühlte. Sie hielt jedoch für gut, dies dem Vater nicht ahnen zu lassen, und fuhr deshalb in ihrer harmlosen Weise fort:

„Ihr wollt Euch selber nicht kennen, Vater, und Ihr seid doch so kreuzbrav, daß Andere noch von Euch borgen könnten. Gebt Acht, der Erste, der Euch entgegenläuft, kein Anderer ist's als Christfried!"

„Ich will lieber den leibhaftigen Gottseibeiuns sehen,

als ihn — ihn, der mich so verruinirt hat!" knirschte Martin Ulrich. „Ich sag' dir, Mädel, laß ab! du machst 's sonst schlimm! Schlau bist du, ich weiß — weshalb wärst' denn meine Evastochter, aber wenn ich auch verruinirt bin vor den Leuten, hier — er schlug sich dröhnend mit geballter Faust auf die breite Brust — hier sitzt noch ungebeugt der alte Bergbauer, und wer ihn umstoßen will, wie einen Schneemann, der muß weit ausholen!"

„Ich glaub' gar, Vater, Ihr würdet ausholen nach dem Christfried, wenn er die Courage hätte, Euch zuerst guten Tag zu sagen?"

„'s ist gewisser als blos möglich. Und hätt' ich auch weiter nichts davon, als daß sie mich hier wieder einsperrten! Und itzund hör', was ich denk' und will. Daß du kommst, ist ein abgekartet Ding! du meinst, das Sitzen habe mich mürbe gemacht, und das Geldgeben auch. Da ließe ich mich mit schönen Redensarten übertölpeln und spräch' zu jeder Narrethei: Wohl bekomm's! Ich aber sag' dir: dein Gespinnst reißt, die Netze taugen nicht. Gut könnt Ihr mich haben allesammt, und dir zumal will ich ein Vater sein von itzan, wie du keinen zweiten findest auf allen Nachbarsdörfern. Des langen England's Sohn aber schlag' dir aus dem Kopfe; er kriegt dich nicht, und sollt' ich noch was thun, das nicht recht ist!"

Marianne ließ den Vater ruhig ausreden. Sie ward immer bleicher, während er sprach. Jetzt verließ auch sie ihren Sitz, stemmte die eine Hand auf den Tisch und legte die andere auf die linke Brust.

„Da es sein muß, Vater“, sprach sie mit zitternder Stimme, während ihre Augen sich mit Thränen füllten, „da es sein muß, so soll's auch nicht geändert werden! Ich kenne itzund Euere Gedanken; dafür sollt Ihr in mein Herz sehen. So wahr ich hier vor Euch stehe, Vater, und so gewiß die Sonne scheint und die Hand hier auf meinem Herzen vergoldet, so gewiß schwör' ich Euch — und Gott der Herr wird mich hören — daß ich von Christfried England nicht lasse, es sei denn, der Tod machte meinem Leben und meinem Lieben ein Ende!“ —

Bei diesem Schwur der Tochter erbleichte Martin Ulrich. Marianne bemerkte, daß er zitterte, und wie immer, wenn ihm etwas sehr erschütterte, strich er sich ein paar mal über die runzelvolle Stirn.

„'s ist ein böses Wort, Marianne“, sprach er nach kurzer Pause.

„Ein gutes Wort ist's, Vater, denn Gott hat's mir eingegeben.“

„Ich stoß' dich hinaus, wenn du's wahr machst!“

„Es steht geschrieben, Vater, das Weib soll dem Manne anhangen und ihm zu Liebe Vater und Mutter verlassen. Vertreibt Ihr mich wie eine Verworfene, Christfried wird seine Thür öffnen und mich aufnehmen mit frohem Herzen. Und wenn ich nackt und bloß an sein Gitter klopfe, er dankt doch Gott, wenn er mich nur sieht!“

„Wenn mich der Schlag gerührt hätte in den letzten Tagen, 's wär' besser für uns, Marianne! Einer von uns Beiden wird jetzt zum Lügner vor'm Herrn!“

Martin Ulrich's Stimme klang bei dieser Aeußerung mehr betrübt als hart. In Mariannens Busen flackerte ein schwacher Hoffnungsfunke auf. Sie durfte jetzt nicht nachgeben, das fühlte sie. Sie mußte streng bei der Stange bleiben und mit überzeugender Kraft ihre Liebe und deren Berechtigung dem Vater gegenüber vertheidigen. Ein glücklicher Gedanke fiel zündend und erleuchtend zugleich in ihre Seele, als sende ihn Gott selbst ihr auf dem hereinflammenden Sonnenstrahle zu.

„Ihr habt freilich geschworen, Vater, daß ich bei Euren Lebzeiten nie Christfried England's Frau werden soll", sprach Marianne; „der Schwur aber geht Euch heute nichts mehr an."

„Nicht! Meinst, ich macht's wie des Papstes schwarze Garde und schwör' mit heimlichem Vorbehalt? Verdammt will ich sein drei Tage über die Ewigkeit hinaus, und der Teufel Alleroberster soll mich zehntausend Millionen Schock Meilen weit durch alle Tiefen der Hölle zerren an meinem dünnsten Haare, wenn ich so spielen könnt' mit meinem Eide! Ich bin ein altluther'scher Christ, und dem gilt ein Eid so viel wie die Seligkeit!"

„Das gilt er mir gerade auch, Vater. Aber damals, als Ihr schwurt, war't Ihr ein Anderer, als itzund."

„Als itzund?"

„Ja, Vater, Ihr war't damals der reiche Bauer Martin Ulrich, dem keiner nachsagen konnte, daß ein Unthätel *) an ihm sei. Itzund ist das anders geworden. Ihr

*) Ein Flecken.

seid wohl Bauer geblieben und wohlhabend dazu, stolz aber auf Eure Bauernschaft dürft Ihr nicht mehr sein. Gegen den Martin Ulrich, der dazumal schwur, sein Kind mit der Karbatsche aus seinem Hause zu peitschen, wenn sie von dem Gärtnerssohne nicht lasse, ist heute blos noch ein Schiem *) übrig! Das Stockhaus ist kein Ehrenplatz, und wen seine Obrigkeit verurtheilt, mit allerhand Lumpenvolk zu arbeiten und zu essen, der darf den Kopf vor den Leuten nicht mehr hoch tragen. Ich denk', Vater, wir müssen Gott bitten, daß er mir den Christfried nach dieser Prüfung nicht abspenstig macht; denn ein Bauernsohn sieht mich nach dieser schlimmen Zeit schwerlich mehr freundlich oder gar ehrerbietig an."

Bei dieser Rede seiner Tochter ging mit Martin Ulrich eine furchtbare Veränderung vor. Es war, als stände hinter ihm ein strafender Engel und streife mit unsichtbarer Geisterhand den alten unbeugsamen Menschen von ihm ab. Es war vorüber mit allem Stolze, allem Hochmuth, allem Trotz des Bergbauers. Vor Mariannens Worten brach er innerlich zusammen. Sie hatte ja Recht, das unbarmherzige Kind, und sie konnte noch viel härter, viel liebloser zu ihm sprechen. Sein Unrecht, seine Sünden hielt ihm die Tochter nicht vor, nur auf die traurigen Folgen, die sie gehabt, deutete sie hin. Und sie hatte so furchtbar Recht, das böse, das liebestarke, eigensinnige Kind! — Er war nicht mehr wie der gemeinste Vagabund, der um den Abfall

---

*) Ein matter Schimmer.

des Gesindetisches bettelte! Den liederlichen Korb-Jörge durfte er gar nicht grob abweisen, wenn er in seinen Hof treten sollte. Sie waren ja Kameraden gewesen im Stockhause!

Röchelnd wie ein Sterbender saß Martin Ulrich auf dem Schemel. Sein Kopf war niedergesunken auf die Brust, die linke Hand lag kraftlos auf dem Tische. Der ganze Körper des starken Mannes, der nicht wußte, was Krankheit war, zitterte und zuckte, als litte er an tonischen Krämpfen. — Fast erbarmte es jetzt die Tochter, daß sie so unbarmherzig dem Vater sein Unrecht und sein Unglück vorgehalten hatte. Sie kniete vor ihm nieder und rief ihn mit thränenerstickter Stimme beim Namen.

Martin Ulrich blickte matt auf wie Einer, der aus schwerer Ohnmacht erwacht. Es dauerte noch eine gute Weile, ehe er die Sprache wiederfand. Kraftlos legte er die Rechte auf das Haupt des knienden Kindes:

„Steh auf, Marianne!“ sprach er mit Mühe. „Es ist ein schrecklich Ding, wenn der Mensch auf einmal sich ganz so sieht, wie er wirklich beschaffen ist. Ein Geist, denkt er, tritt ihm entgegen und wollte ihn schrecken, und doch ist er's nur selber, wie er leibt und lebt. Du hast mir einen Spiegel vorgehalten, in dem ich lieber gleich verblindet wär'! — Es ist nichts Gutes mehr an mir, ich seh's ein, und wenn Einer mir künftig auf den Fuß tritt und nicht sagt: mit Verlaub, Martin, so werd' ich wohl still halten müssen! — Wollt', 's wär' zu Ende, das Bissel elend Leben, das mir so niederträchtig verschimpfirt worden

ist! Wird mir hart ankommen, es drin auszuhalten, will's aber doch versuchen, um den Leute zu zeigen, daß ich trotz des Unglücks, das sich über mir aufthürmt, doch ein ganzer strammer Bauer bin!"

Martin Ulrich erholte sich sichtlich von seiner Niedergeschlagenheit. Er sah schon wieder fest um sich und die alte Zuversicht trat auf seine Stirn. Marianne lehnte sich an ihn.

„Was soll ich Christfried für eine Antwort bringen, wenn ich heimkehre?" fragte sie schüchtern.

Der Vater ließ abermals den Kopf auf die Brust sinken und sein Auge umschleierte sich.

„Keine, Marianne, von mir keine! — — Morgen ist auch noch ein Tag. Ich muß Zeit haben und will mich besinnen."

„Ich besuch' Euch übermorgen wieder, Vater! Dann habt Ihr Euch schon darein gefunden, und Ihr werdet sehen, daß Euer neuer Rock nicht so arg kratzt, als er sich anfühlt."

Martin bewegte sinnend den Kopf, dann reichte er seiner Tochter die Hand und sprach:

„Geh' heim, Marianne, und grüße die Mutter. Du magst wiederkommen, wenn dich's Herz hierher treibt. Der alte Adam soll begraben werden mit der Zeit; ich muß nur erst die Grube mit den Händen aufwühlen, damit ich den unbequemen Kerl mit einem Ruck hineinschmeißen kann! Es heißt zwar — sprechen die Predigtleute — die Reue sei gut Ding und brüte die Demuth aus, ich find' aber, es ist ein verdammt bitter Kraut, die Demuth, und

schwer hinunter zu schlucken. — Na, behüt' Gott, Marianne! Schlag' mir nicht ganz fehl, daß mir doch ein Trost bleibt in meiner schweren Prüfung!"

Er drückte der Tochter die Hand, duldete ihre flüchtige Umarmung, wobei ein paar Thränen aus ihren Augen in seinen Bart rollten, und sah sich einen Moment später allein in dem Zimmer, wo diese erschütternde Unterredung stattgefunden hatte.

8.

Es war acht Tage vor Weihnachten, dichter Schnee bedeckte die festgefrorene Erde, und hin und wieder zeigte sich bereits ein leichter Schlitten mit reich geputztem schellenbehangenen Pferde.

In Martin Ulrich's Hause ward gefegt und gescheuert, als wolle man Kindtaufe ausrichten oder Hochzeit geben. Vorbereitungen zum nahen Feste konnten dies nicht sein, denn da mußte zuvor der Backofen geheizt werden, um ein paar in Christbrode verwandelte Scheffel feinsten Weizenmehles darin zu backen. Seit Monaten war es nicht so lebhaft und heiter zugegangen in des Bergbauers Hofe. Unter der Hausthür hingen geflochtene Tannenreiser mit Ebischbeerbüscheln verziert. Die ganze lehmgeschlagene Hausflur war mit schneeweißem Sande bestreut,

und das Arom verbrannten Wachholderreisigs erfüllte das ganze Haus mit angenehmem Dufte.

Auf dem Heerde in der Küche brannte ein prasselndes Feuer. Darüber hing ein großer kupferner Kessel, reichlich zur Hälfte mit Wasser gefüllt, in dem geschnittene Petersilienwurzeln, Möhren und Zwiebeln schwammen. Frau Elisabeth hatte auf Alles ein scharfes Auge, Marianne sah man nicht.

Jetzt trat ein junger Mann ein, der ein Netz trug, in welchem sich vier köstliche Karpfen befanden. Er hinkte stark, als er über die Flur nach der Küche ging, deren hellrother Feuerschein an der gegenüber stehenden Wand in zuckenden Flammen spielte.

„Es sind die Fettesten im ganzen Hälter, Mutter", sprach er fröhlichen Gesichts. „Ich will sie gleich „reißen", damit sie fertig sind, wenn sie angerutscht kommen. Länger, als eine Viertelstunde kann's nicht mehr dauern."

Der junge Mann war Christfried England. Der Schuß des jähzornigen Ulrich hatte ihn auf Lebenszeit gelähmt, sonst fehlte dem Gärtnerssohne nichts mehr. Seine Lahmheit schien ihn auch nicht weiter zu drücken, denn er war sehr gesprächig, scherzte und lachte, während er mit geschickter Hand die Karpfen schlachtete, zerstückte und sie Frau Elisabeth zur Weiterbeförderung in den Kessel hinreichte. Dieser begann eben mit seinem Inhalt hoch aufzuwallen, als sich lautes Peitschengeknall und das lärmende Geräusch unharmonischer Schellen vernehmen ließ.

„Heida, das sind sie!" rief Christfried, zog schnell die Jacke an, deren er sich vorhin beim Schlachten der Fische entledigt hatte, eilte so schnell wie möglich nach der Hofthür und sah eben den „Rennschlitten" ins weit offen stehende Thor einbiegen.

Caro, der wachsame Hund, riß wie toll an der Kette, sprang hin und her und stieß ganz eigenthümliche Töne aus, mit denen er seine Freude bezeigen wollte.

Als Lenker des Schlittens, den zwei muthige junge Brandfüchse zogen, die schönsten Pferde des Bergbauers, figurirte der lange England. Im Schlitten, von dicker troddelreicher Decke gegen die Kälte geschützt, saß Martin Ulrich mit seiner jungen, jetzt wieder blühend aussehenden Tochter.

Der Bergbauer warf einen mißtrauischen Blick über sein Gehöft und nach der Thür des Hauses. Sein Gesicht aber erheiterte sich merklich, als er hier die Knechte und Mägde, alle festlich gekleidet, gewahrte, wie sie ihm freundlich zunickten.

„Na, ganz aus der Art geschlagen ist das Volk noch nicht, seh' ich", sprach er in zufriedenem Tone. „Wenn's so fortmacht, vertragen wir uns auch nach dem."

Jetzt trat Christfried an den Schlitten und reichte dem herausspringenden Bauer die Hand zum Gruße.

„Gott sei mit Euch", sprach der junge Mann, „und wenn's sein kann, so laßt mich Euch Vater nennen."

Martin Ulrich erwiderte den derben Händedruck des Gelähmten.

„Die Sache ist in Ordnung gebracht, Christfried", versetzte er, „und wenn's mir nachgeht, so verlieren wir kein Wort mehr drüber. 's lebt eben Keiner auf Erden — und sei's ein Fürst oder Kaiser oder unser allerbester Pfarr — er kommt nicht durch, ohne daß er einmal stolpert und einen dummen Streich macht. Ich bin's gewahr worden die Zeit her seit der Weizenernte. Fest sein ist gut, aber zu fest kann Einem die Knochen brechen. Ich hab' was gelernt unter dem Pack, und daß ich itzund nicht selber ein Stück davon bin, das, mein' ich, verdank' ich Einem, der meinem Herzen nicht immer so nahe stand, als er sollte. Aber nun ist's gut, die Geschichte ist aus! Du sollst nicht mehr ungedankt durch den Baumgarten gehen. Magst du heut noch die Tochter eines Verschimpfirten, da nimm sie! Nur abgebauert wird bei mir noch nicht!"

Die Bewegung, womit der Dorfbauer Marianne dem Gärtnerssohne als Braut zuführte, war nicht sehr sanft. Sie glich eher einem Rucke, der mit einem Falle endigen konnte, was jedoch nicht geschah. Das frohe Lachen, welches nach diesen Worten des Vaters das junge Mädchen an der Brust ihres Geliebten vernehmen ließ, erfüllte alle Umstehenden mit Jubel.

Martin Ulrich ging wie ein Spielball von Hand zu Hand. Jeder seiner Leute drängte sich an den so lang entbehrten Herrn, um ihn zu begrüßen. Zuletzt sprang bellend der Hund an dem alten Bauer empor und gab sich nicht eher zufrieden, als bis dieser ihm alter Gewohnheit nach die Ohren gekraut und lobende Worte gesagt hatte. Die Letzte,

welche Martin begrüßte, war Frau Elisabeth. Sie umarmte ihn erst an der Stubenthür.

„Böser, lieber Mann!“ sprach sie gerührt, aber unter Thränen lächelnd, „wenn du wissen willst, wie Jemand zu Muthe ist, der jeden Augenblick unehrlich gemacht werden soll, so frag' mich. Du mußt dich fein brav halten, sonst versündigst du dich an mir und verdienst nicht, daß ich ohne Murren das Alles über mich ergehen ließ!“

„Schon gut, Muttter“, versetzte Martin, seiner Frau auf die Wangen klopfend, „will's itzund so einrichten, daß du mich auf allen Kindelessen — auch auf dem, daß die Beiden da über's Jahr hoffentlich ausrichten werden — als einen Mustermann sollst ausposaunen können.“

Damit betrat er nach viermonatlicher Abwesenheit sein Cabinet wieder. Er fand Alles in gewohnter Ordnung. Der Tisch war schon sauber mit weißem Damast überdeckt, ein Wecken der schönsten Butter, das Bild des kreuztragenden Lammes in Hautrelief zeigend, lächelte den Bergbauer besonders freundlich an. Auch die geschliffene Krystallflasche mit dem selbst destillirten Kirschbranntwein, der bei einem richtigen Karpfenschmause nie fehlen durfte, hatte Frau Elisabeth aufzusetzen nicht vergessen.

„Marsch mit Euch hinter'n Tisch!“ befahl jetzt Martin den beiden jungen Leuten, die Hand in Hand hinter ihm eintraten. „Als Versprochene gehört Ihr heut auf den Ehrenplatz. Nur macht der Köcherei Mutter Elisabeth's keine Schande, sonst kriegt Ihr's noch einmal mit mir zu thun. Und bin ich wild, ist mit mir schlecht spaßen! Morgen

geh' ich auf die Pfarr'. Muß dem Herrn Pastor doch zu wissen thun, daß sie mich ungehangen haben laufen lassen. Noch bin ich's gewohnt, einen Stumpen *) einzustecken, später könnt' es mir wieder sauer werden. Dann bestell' ich gleich die Verlobung zum zweiten Weihnachtsfeiertage, und wenn die heiligen Dreikönige durch's Land gelaufen sind, wird Hochzeit gemacht. 's ist hohe Zeit, rechn' ich mir, und eben darum soll's geschwind gehen."

Die Liebenden hatten nichts gegen die Anordnungen des Bergbauers zu erinnern. Das Mahl des Wiedersehens und herzlicher Versöhnung verlief heiter und mundete Allen vortrefflich.

Martin Ulrich hielt, wie er es im Guten und Bösen von jeher gethan hatte, auch diesmal Wort. Am zweiten Weihnachtsfeiertage gab es lustige Verlobung und drei Wochen später eine der größten und geräuschvollsten Hochzeiten, die je im Dorfe ausgerichtet worden waren. Alle Dienstboten und Arbeitsleute Martin Ulrich's erhielten reiche Geschenke, und zwanzig der Bedürftigsten wurde freies Essen und Kuchen ins Haus geschickt. Kein Bettler ward abgewiesen, selbst fremde nicht, deren sich aus bloßer Neugierde eine ganz anständige Anzahl einfand.

Drei volle Tage dauerten die Hochzeitsfreuden. Dann ward es still im Hofe des Bergbauers und die alte Ordnung trat wieder ein. Nur in dem bis dahin unbewohnten kleinen Häuschen mit den hellgrünen Fensterrahmen, der hochgelb

---

*) Einen Verweis.

gemalten Thür und den beiden großen Scheiben, die Martin Ulrich vor mehr als zwanzig Jahren als Schützenkönig sich erworben und hier zu ewigem Gedenken aufgehangen hatte, ward es jetzt lebendig. Das junge Ehepaar zog hier ein, denn Martin Ulrich blieb wirklich bei seinem Entschlusse, noch eine Zeit lang als allein gebietender Herr auf seinem Hofe zu schalten und zu walten.

Das führte er volle sechs Jahre durch. Da rührte ihn der Schlag gerade in der Weizenernte, weil er, in seinen alten Eigensinn verfallend, sich wieder auf die Wache legte, um die Felddiebe zu verscheuchen. Als Waffe führte er jedoch nur ein altes Kuhhorn, dem er von Zeit zu Zeit gräßliche Töne entlockte.

Dieser Unfall zwang ihn, das Gut seinem Schwiegersohne zu fernerer Bewirthschaftung zu übergeben. Er that es ohne langes Säumen, bezog das seither von den jungen Leuten bewohnte Gedingehaus, und lebte hier in Eintracht mit Kindern und Enkeln, geachtet von seinen Nachbarn und mildthätig gegen alle Nothleidende noch lange Jahre in ungestörtem Frieden.

II.

Gedankenfrevel.

1.

Pastor Edel hatte eine sehr volle Kirche gehabt. Als die Predigt zu Ende war, und die Stühle und Bänke sich mehr und mehr leerten, sah man manches Auge feucht. Da und dort drückten einander Bekannte, die sich zufällig begegneten, die Hände, und in ihren verklärten Blicken war eine beseligende Zufriedenheit zu lesen. Alle dachten und empfanden freilich nicht so. Man sah auch Einzelne, die kopfschüttelnd das Gotteshaus verließen, und theils spöttisch lächelnd, theils mit verdrießlichem Gesicht den Heimweg antraten.

Als der ehrwürdige Geistliche, eine imponirende Greisengestalt, seine Amtswohnung betrat, fand er seinen Sohn, den Justitiarius, im Familienzimmer. Er hatte ihn schon während der Predigt bemerkt und begrüßte ihn mit väterlicher Freundlichkeit. Ludwig erwiderte Gruß und Händedruck auffallend kühl. Der Vater fixirte ihn, während er das priesterliche Gewand ablegte; dann setzte er sich neben ihn und erkundigte sich nach des Sohnes Befinden. Auch auf diese väterlich milde und theilnehmende Frage erhielt er nur eine kurze Antwort.

„Du bist verstimmt, Ludwig", sagte der Pastor. „Weshalb?"

Ludwig holte tief Athem. „Ach, Vater", versetzte er, „das kann ich dir nicht sagen."

„Wie? Hast du bei deinem alten Vater nicht immer Theilnahme, nicht immer ein innig mitfühlendes Herz gefunden?"

„Gewiß, mein Vater, aber —"

„Sei offen, Ludwig! Es ist nicht gut, wenn der Mensch Schmerz, Gram, Kummer in das stille Kämmerlein seines Herzens verschließt. Mittheilung erleichtert. Denke, du beichtetest mir, wie du in früheren Jahren oft gethan hast, und verlasse dich auf mein Wort, du wirst nicht ungetröstet von dannen gehen."

„Jetzt doch wohl, Vater", erwiderte Ludwig. „Nachdem ich deine heutige Predigt gehört, würde dein Zuspruch mir schwerlich Trost und Beruhigung gewähren."

Pastor Edel sah den Sohn mit seinen großen, klaren Augen forschend an. „Was ist das!" sagte er dann ruhig. „Was ist mit dir vorgegangen?"

„Es wird gut sein, daß es doch einmal zur Sprache kommt", erwiderte Ludwig, „denn so, wie es war und noch ist, kann es ja doch nicht bleiben. Wir Menschen sind nicht wie der Fels, der immer derselbe bleibt, wir verwandeln uns. Darin ähneln wir der Raupe, die anfangs mit klebrigen Füßen an der Erde, an Baum oder Blatt haftet und ein nur halb entwickeltes Dasein führt, dann sich einspinnt in ein faseriges Gehäuse, eine

Zeit lang als Chrysalide eine traumhafte Existenz fortsetzt, und endlich beschwingt die unbequeme Hülle verläßt und als farbenreicher Schmetterling mit offenem Auge dem Lichte, dem vollen glänzenden Sonnenfeuer entgegenflattert."

„Und was willst du mit diesem Gleichniß andeuten?"

„Daß auch ich ein Anderer geworden bin, Vater, daß, was ich sonst für wahr und schön und nacheiferungswerth hielt, mir jetzt in einem ganz andern Lichte entgegentritt; daß ich aufgehört habe, eine unselbstständige belebte Maschine zu sein. Mit einem Worte, Vater: ich habe denken, selbst prüfen, forschen, urtheilen und wählen gelernt, und kann deshalb nicht mehr alles gut heißen, was die Geistlichen den sogenannten Laien als Glauben vorpredigen und empfehlen."

Edel hatte die Hände über seine Brust gefaltet. Er schlug jetzt seine Augen wie fragend zum Himmel empor und sagte dann:

„Hat mein Kanzelvortrag dich beunruhigt?"

„O, nein", versetzte der Justitiarius mit lächelnder Lippe, „das keineswegs, aber — zürne mir nicht, Vater — verdrossen hat er mich. Es ist eines Geistlichen nicht würdig, seine Gemeinde zu behandeln, als bestehe sie nur aus urtheilslosen Kindern, ihr Glaubenssätze zu empfehlen, die schon längst jeder Vernünftige bei Seite geworfen hat."

„Wir sind alle Kinder, mein Sohn, und können der Glaubenssätze nimmer entbehren", versetzte Pastor Edel.

„Armer Ludwig! Ich hätte doch nicht geglaubt, daß die Lehren, welche du bei mir eingesogen hast, so schnell von der verführerisch dich umplätschernden Lebenswoge hinweggespült werden würden."

Ludwig war aufgestanden. Er durchschritt mehrmals das Zimmer mit klirrenden Sporen. Dann trat er hoch aufgerichtet vor den Vater.

„Ich fürchte, es kommt eine Zeit schwerer, ernster Kämpfe, Vater", sagte er. „„Das Alte stürzt; es ändern sich die Zeiten"", spricht prophetisch der Mund des Dichters. Ein solcher Morgen im Leben der Welt, in der sich ewig fortzeugenden Schöpfung ist neuerdings angebrochen. Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts will erkennen, will wissen. Das Zwielicht des Glaubens, in dem bis jetzt verzückte Seelen schwelgten und von süßen Illusionen sich einlullen ließen, genügt uns nicht mehr. Der Glaube ist eine bezaubernde Fata Morgana in der Wüste des Lebens, die Allen, die darnach jagen, die im heißen Drange ihres Herzens ihr folgen, immer durch neue Gaukeleien täuscht, bis sie zuletzt ein leeres, ton-, licht- und farbloses Nichts umfassen."

„Du hast die Kraft des Glaubens noch nicht erprobt, Ludwig", sagte Pastor Edel. „Fühle sie erst und du wirst anders sprechen."

„Nie und nimmer! Ein Phantom kann Niemand helfen, Niemand Kraft verleihen! Alles Glauben aber ist ein Phantom, weil es da anfängt, wo das Wissen, das Erkennen aufhört!"

Pastor Edel neigte sein weißgelocktes ehrwürdiges Haupt und schien den Bewegungen nach, die er mit den fest gefalteten Händen machte, zu beten.

„Du hast da ein sehr hartes Wort gesprochen, mein Sohn", sagte er nach längerem Schweigen, „ein Wort, das wie Lästerung klingt. Ich habe darum zu Gott gefleht und fürbittend ihn angerufen, er möge dir, weil du nicht wissest, was du thust, vergeben!"

„Nun, da siehst du!" fiel der Justitiarius ein. „Kann ich dir dafür danken? Muß mich dies nicht ärgerlich machen? Wozu habe ich meinen Verstand, die Fähigkeit zu prüfen, zu unterscheiden, wenn ich sie nicht brauchen will? Wozu hat die Natur mir das Vermögen des Denkens gegeben, wenn ich es nicht benutzen, es nicht ausbeuten soll bis zur äußersten Grenze? Ich halte es für Unrecht, ja geradezu für Sünde, wenn man dies unterläßt."

„Das verlangt Niemand", sagte Pastor Edel. „Denke, forsche so viel du willst, nur taste nicht das Allerheiligste des Menschen, den Glauben an! Das ist kein Unrecht, das ist ein Frevel gegen Gott und seine heiligen Gebote!"

„Es fruchtet nicht, Vater, daß wir uns streiten", versetzte Ludwig. „Die Basis unseres Streites ist eine zu verschiedene. Laß uns abbrechen und vergib, wenn ich dir wehe gethan!"

„Meiner Vergebung bist du stets gewiß", sagte Pastor Edel, „aber es ist wider mein Gewissen, wider Amt und Pflicht, dich dem Irrthume zu überlassen. Darum noch

ein paar Fragen, ehe wir heut' abbrechen. Sage mir: weißt du Gott oder glaubst du an ihn?"

„Ich glaube an ihn, weil ich ihn weiß."

„Gut. Glaubst du an Christum?"

„Nein, wenigstens nicht an den Christus der Kirche."

„Also auch nicht an die Erlösung der Menschheit durch ihn?"

„Nein, Vater."

„Dann bist du kein Christ mehr."

„Ich verlange es auch nicht. Soll der denkende Mensch eine Religion haben, so kann sie nur in der Erkenntniß dessen liegen, was er sich selbst durch sein Denken gegeben hat. Diese Religion hat keine unwandelbaren Satzungen; sie engt sich nicht ein in Schranken, sondern sie ist weit, groß, unbegrenzt wie das unermeßliche Weltall. Es ist dies die Religion der Humanität, der Cultus des höchst gebildeten Herzens und Geistes, mit einem Worte, diejenige Religion, welche in der Gegenwart keimend und sprossend, die Zukunft beherrschen wird."

„Und wer sind ihre Priester?"

„Alle Menschen, die da denken, und nicht glauben."

„Und wenn sie straucheln, irren, fallen, sündigen?"

„Der Gedanke kann nicht sündigen, denn er ist ein Funke des göttlichen Feuers, welches das All durchflutet, durchglüht, durchgeistigt. Den Gedanken brauchen heißt ihn pflegen, heißt Gott dienen und in diesem Dienst, wenn du das lieber hörst, anbeten."

„Du irrst", sagte Pastor Edel. „Wie du den Gedanken

anwenden willst, der allerdings ein Samenkorn aus Gottes Weisheit ist, mißbrauchst du das dir anvertraute Gut. Du begehst einen Gedankenfrevel."

„Einbildungen", lachte der Justitiarius.

„Spotte nicht!" warnte sein Vater. „Ein frevelhaftes Spielen mit Gedanken, die, weil sie den Geist Gottes höhnen, sich selbst verklagen, ist auch eine Sünde gegen den heiligen Geist!"

„Dann gibt es viele solcher Sünder. Alle Philosophen, die größten Denker aller Zeiten haben an diesem Sündenbau gearbeitet, und doch haben wir ihnen allein es zu danken, wenn wir aus der Nacht der Unwissenheit, aus dem Nebel des Aberglaubens, aus dem dämmernden Zwielicht des Glaubens uns glücklich so weit herauskämpfen, daß wir doch endlich einmal, ohne zu erblinden, in das volle Licht des Wissens offenen Auges blicken können."

Edel seufzte. Wohl hatte er längst schon geahnt, daß seines Sohnes Ansichten über Religion mit seinen eigenen nicht harmonirten, eine so gänzliche Entfremdung aber, eine so gründliche Abneigung gegen den Geist des Christenthums hatte er nicht vermuthet.

Diese Wahrnehmung mußte den alten Geistlichen tief schmerzen. Ein ganzes Lebensalter hatte er daran gearbeitet, in seiner Gemeinde christlichen Lehrsätzen bis in die niedrigste Hütte hinab Geltung zu verschaffen. Sein Mühen und Streben, sein Beten und Predigen war auch nicht erfolglos geblieben. Die Gemeinde hing an ihm mit Liebe. Von seinem Munde, von seinen beredten Lippen war schon Tausen=

den Trost gekommen in Stunden der Angst, des geistigen Zweifels. Aber freilich, Pastor Edel gehörte jener streng religiösen Partei an, die man als die orthodoxe theils lächerlich macht, theils, weil man ihr unlautere Absichten zutraut, verächtlich findet, sie verfolgt und anfeindet. An das Wort der Schrift, an die Wunder, die es verkündigt, an die Kraft, die es verheißt, hatte sein glaubensbedürftiger Geist sich stets fest geklammert, und zwar nicht umsonst. Mancher Sturm hatte sein jetzt weißes Haupt gestreift. Die Noth, der Kummer, Krankheiten, Sorgen aller Art, selbst heftige Anfeindungen waren ihm nicht fremd geblieben; allein immer hatte das Wort der Schrift und sein felsenfester Glaube daran ihn aufrecht erhalten, und zuletzt sogar siegreich, beruhigt und gestärkt im Glauben aus allen Kämpfen ihn hervorgehen lassen.

Dies Alles sollte nun jetzt, wenige Jahre, vielleicht gar nur Monate vor seinem Lebensende zusammenbrechen und sich als ein trügerischer Bau erweisen? Dieser Gedanke fiel quälend auf das Herz des alten Mannes. Noch schrecklicher aber war es ihm, daß der Schlußstein seines Glaubensbaues zuerst von der Hand des eigenen Sohnes frevelnd angetastet und kaltblütig, ja höhnisch zerschlagen werden sollte.

Es lag nicht in Edel's Charakter, gegen Andersdenkende hart oder auch nur lieblos aufzutreten. Fühlte er auch das Bedürfniß und als Seelsorger den Trieb in sich, jedes Mittel anzuwenden, um möglicherweise eine Bekehrung der Verirrten anzubahnen, so hielt ihn davon doch wieder

sein Rechtlichkeitssinn zurück. Dem aufgeklärteu Sohne gegenüber schien es ihm doppelt rathsam, allen Bekehrungseifer vorläufig zu zügeln. Ein Mann von Ludwig's Wissen, von seinem Geiste konnte nur durch Erkenntniß zur Umkehr gebracht werden. Diese Erkenntniß aber — das sagte sich Pastor Edel — mußte ihm das Leben geben. Jener Widerstreit, jener ewige Kampf, in welchem die Welt seit dem ersten Tage des schöpferischen Werde sich matt ringt, und in dem jeder Einzelne nach Maßgabe der ihm verliehenen Gaben mit verwickelt wird, mußte Ludwig sein irriges Streben erkennen lassen. Darauf gründete Edel seine Hoffnung, und dieser Glaube, der sich in seinem Geiste zur Ueberzeugung eines Wissenden steigerte, gab dem alten Manne auch jetzt Trost und Beruhigung. Von dem eigentlichen Gesprächsthema abbrechend, sagte er zu dem Justitiarius:

„Hast du schon einmal mit Adelgunde über diesen Gegenstand gesprochen?“

„Weshalb?“ fragte etwas verwundert der Justitiarius.

„Nun sieh, mein Sohn“, fuhr der Greis fort, „du liebst Adelgunde, du bist mit ihr verlobt, du willst sie als dein Weib heimführen. Die Ehe ist zwar nach den Vorschriften unserer Kirche kein Sacrament, weil wir die Bedeutung des Sacramentes anders fassen, aber sie ist ein Bund, der zwei bis dahin freien Herzen einen Theil ihrer Freiheit nimmt, indem er ihnen für diesen Verlust das süße Gefühl der Liebe, diesen ewigen Schmerz, von Wonne umflossen, gibt, der zwei Seelen, die früher un-

behindert jede für sich durch alle Fernen der Erde und des Himmels schweifen konnten, durch das unsichtbare aber strenge Band der Treue unlösbar an einander kettet und sie fortan zu gemeinsamem Fluge nöthigt. Ehe zwei Menschen solch einen Bund für's Leben eingehen, mein Sohn, ist es nöthig, sich zu prüfen; denn wo die Herzen nicht zusammen stimmen, wo zwischen Seele und Seele auch nur ein unmerklicher Mißton stattfindet, da gibt es kein harmonisches Zusammenleben. Und, glaube mir, Ludwig, das religiöse Bedürfniß in der Ehe, ist es bei beiden Gatten ein verschiedenes, bringt in diesen heiligsten Bund der Erde Wirrwarr, Uneinigkeit, Unheil!"

„Sei deshalb ohne Sorgen", erwiderte der Justitiarius. „Adelgunde theilt in jeder Beziehung meine Ansichten. Auch ihr steht das Wissen höher als das Glauben."

„Dann gehe deinen Weg mit Gott", sagte der Greis mit bewegter Stimme. „Ich will dich nicht hindern am Erkennen, wenn dein Geist unwiderstehlich darnach begehrt. Solltest du aber den Frieden der Seele, die Ruhe und Klarheit des Geistes nicht finden, welche du suchest, so vergiß nicht, daß, so lange dein alter Vater lebt, die zitternden Hände desselben sich immer gern nach dir ausstrecken werden".

So endigte eine Unterredung, die Ludwig in keiner Weise genügte, dem alten Pastor aber in seiner einmal gewonnenen und vielfach erprobten Glaubensruhe und Glaubesfreudigkeit durchaus nicht erschüttern konnte.

2.

Die ungeheuern Ereignisse, welche seit dem Frühjahre 1848 Europa in Brand setzten, leisteten auch jener religiösen Richtung, die sich in Bezug auf geistiges Forschen keine Grenze steckt, vielfach Vorschub. Es entstanden die Vergesellschaftungen der „Freien", und so konnte es denn nicht fehlen, daß Ludwig Edel, der Justitiarius, ein eifriger Anhänger derselben ward. Die ganze Geistesrichtung dieses Mannes, sein Widerwille gegen Altes und Veraltetes, sein Haß gegen jeglich Beengendes mußten ihn zu einem der thätigsten Bewegungsmänner machen. Da ihm Bildung, Talent, Geist nicht mangelten, so errang er sich schnell eine Stellung unter den Parteien. Er gab den Stimmungen der Massen erst Farbe und Form, er ward ihr Sprecher, ihr Führer, und da man in jenen drangvollen Tagen Politisches und Religiöses durcheinander wirrte, wie kaum je zuvor, so konnte auch Ludwig Edel die doppelte Rolle eines religiösen und politischen Agitators spielen.

Adelgunde, ein Mädchen von guter Erziehung, das aber früh die Aeltern verloren hatte, gab sich mit schwärmerischer Liebe dem Pulsschlage der Zeit hin. Das frische Keimen und Sprossen, das Erwachen der Herzen aller Völker begeisterte sie, und war sie schon früher schwärmerischen Stimmungen zeitweise ergeben gewesen, so ward sie jetzt eine begeisterte Anhängerin der neuen Zeit. Sie hieß,

wie tausend Andere, Alles gut, was geschah, weil es vom Volke ausging, das instinktmäßig einig handeln zu wollen schien. Ludwig hatte wirklich nicht zu viel behauptet. Adelgunde sanctionirte sein politisches wie religiöses Glaubensbekenntniß, wenn sich dies von einem Manne, der eben gar nichts mehr glauben wollte, sagen läßt. Selbst als er erklärte, keine andere, als nur eine Civilehe schließen zu wollen, gab Adelgunde sogleich ihre Einwilligung dazu. Wie hätten sich auch zwei Menschen kirchlich und durch einen berufenen „Diener des Wortes" trauen lassen können, die den Werth des Wortes verachteten, und in der Schließung jeglichen Gotteshauses das alleinige Heil der Welt, das Glück der Zukunft erkannten! —

Pastor Edel erfuhr diesen Bund durch die Zeitungen, die damals nicht wenig von der großen folgenreichen Bedeutung eines so energischen Schrittes sprachen. Er schüttelte dazu sein Haupt, eine Thräne des Schmerzes und der Wehmuth umflorte sein Auge, aber er hatte kein hartes Wort für das übereilte Handeln des Sohnes. Treu seinem Glauben und von der festen Zuversicht getragen, nur durch Bitte und Gebet vermöge in schweren Zeiten der Mensch aus dem Wirren der Welt sein besseres Selbst zu retten, kniete er nieder und betete für seine auf Irrwegen wandelnden Kinder. Gestärkt erhob er sich wieder. Ein Hauch aus der himmlischen Heimat schien ihn zu beleben. Er sah begeistert, wie ein Prophet aus, und damit nicht Andere in seiner Nähe auf gleiche Abwege gerathen möchten, entwarf er eine Predigt, worin er mit Feuereifer die

Verirrungen der Zeit schilderte und seine Gemeinde davor warnte.

Es vergingen nun viele Monate, ohne daß der streng gläubige Geistliche von seinem Sohne etwas hörte. Die Unruhen der Zeit, die bürgerlichen Zwistigkeiten, der Hader der Parteien, endlich die blutigen Aufstände, die mit noch blutigeren Schlachten endigten, hatten den früheren Justitiarius in den wilden Strudel der Begebenheiten mit fortgerissen, und so war er dem Auge des alten Vaters gänzlich entrückt worden. Pastor Edel forschte zwar im Stillen und durch dritte Personen nach dem Verschollenen, um in Erfahrung zu bringen, ob er vielleicht persönlich an irgend einem der vielen Gefechte Theil genommen habe und darin gefallen sei. Allein seine Bemühungen blieben fruchtlos. Unter den Gefangenen konnte Ludwig sich nicht befinden, sonst hätte von ihm, wie von so vielen Andern, in öffentlichen Blättern die Rede sein müssen. Pastor Edel nahm deshalb mit gutem Grunde an, sein Sohn werde entflohen sein und wahrscheinlich jenseits des Meeres mit einer Anzahl Gesinnungsgenossen ein Asyl gefunden haben. Auch dafür war der fromme Greis Gott wiederum dankbar; denn er hoffte, dieser rasche Schicksalswechsel werde den Irrenden zur Erkenntniß bringen, ihn in sich selbst einkehren lassen, ihn bessern und endlich reuig zurückführen vom peinigenden Wissen zum beseligenden Glauben. Daß der alte Mann die Maßregeln vollkommen billigte, die man jetzt gegen die Ausbreitung der „Freien" ergriff, war natürlich. Er freute sich aber

nicht über die Verfolgung derselben, sondern wollte nur deren Bekehrung.

Während so der bejahrte Geistliche mit inniger Gottfreudigkeit das Heil, die Macht, die beseligende Kraft des Glaubens, und zwar des auf Christi Lehre ruhenden Glaubens predigte, überdauerte er alle Stürme, die manchen Jüngern, aber weniger Glaubensstarken niedergeworfen hatten. So befriedigt in sich und mit Gott versöhnt verlassen wir den Greis, um uns nach dessen verschollenem Sohne umzusehen. —

Auf einer nur von Fischern bewohnten Insel hatte der Sturm einige Dünen stark beschädigt. Die Insulaner betrachteten sehr genau die Verwüstungen der Flutwogen und hielten ernste Berathungen über die zweckmäßigsten Vorkehrungen gegen fernere Zerstörungen der Elemente. Zu diesen Männern gesellte sich ein schlanker, noch junger Mann, dessen ganzes Wesen ihn als Fremden bezeichnete. Dieser Mann war der Justitiarius Ludwig Edel, der auf dem kleinen Eilande, das kein besuchtes Seebad besaß, eine Zuflucht gefunden hatte. Er hörte stillschweigend, aber mit Aufmerksamkeit den Besprechungen und Vorschlägen der Männer zu, von denen ihm Manches unverständlich blieb, da er des Idioms, in dem sie sprachen, nicht völlig mächtig war. Das ernste, gemessene, rasch entschlossene Wesen dieser Insulaner imponirte ihm. So wichtig die Frage selbst war, da es sich um die Existenz des Eilandes und all seiner Bewohner handelte, so wenig Lärm machten die schlichten Fischer von der Sache. Jeder Einzelne sagte

kurz und ohne viele Ausschmückung seine Meinung, Niemand fiel dem Andern ins Wort, von heftiger Entgegnung oder gar Streit war nicht die Rede. Ohne alle parlamentarische Vorbereitung oder parlamentarischen Takt wurde die hochwichtige Angelegenheit binnen einer Stunde entschieden. Die in dieser kurzen Zeit einig gewordenen Männer reichten sich am Schluß der Verhandlung die Hände, worauf Jeder seines Weges ging, um das Seinige ungesäumt zum Besten der Gesammtheit zu thun.

Ludwig gewahrte unter den Auseinandergehenden seinen Gastfreund, den Strandvoigt. Er näherte sich ihm und fragte, was sie zu thun beschlossen hätten. Der gefällige Voigt gab bereitwillig Antwort und bemühte sich, dem Herrn Professor — denn unter diesem Charakter hatte Ludwig sich bei den arglosen Insulanern eingeführt — auseinanderzusetzen, welche Arbeiten zum Schutze der Dünen sogleich vorgenommen werden müßten.

„Ihr seid sehr schnell einig geworden", bemerkte Ludwig, der von den vorzunehmenden Arbeiten durchaus keinen Begriff hatte. „Wer gibt denn bei so wichtigen Fragen den Ausschlag?"

„Immer der Verständigste, Herr Professor", versetzte der Strandvoigt, „oder derjenige, der gerade den glücklichsten Einfall hat. Ist's anderwärts nicht eben so?"

Ludwig blieb die Antwort auf diese Frage schuldig, denn er mußte sich sagen, daß häufig gerade unter hoch civilisirten Völkern das Gegentheil stattfinde. Er wich deshalb durch andere, den Voigt interressirende Fragen aus, da diese

sich auf die Insel bezogen, und schritt, während sein Gastfreund sprach, neben diesem am Meeresufer fort, bis ein Pfad durch die Dünen nach den dahinter liegenden Häusern führte. Hier schied der Strandvoigt, um wegen des gefaßten Beschlusses mancherlei Anordnungen zu treffen, und Ludwig kehrte allein in dessen Haus zurück.

Ihm vorauseilend treffen wir hier in niedringem, aber höchst sauber gehaltenem Gemache, dessen ganze Ausschmückung und Einrichtung seemännische Neigungen erkennen läßt, eine junge Frau. Von schlankem, hohen Wuchse mit interessanten, nur etwas zu bleichen Zügen, deren jugendlich weiche Formen entweder durch Sorgen oder harte Erlebnisse bereits verfallen sind, macht dies einfach gekleidete Frauenbild einen eigenthümlichen Eindruck. Sie sitzt nahe dem Fenster, aus dessen kleinen, hell polirten Scheiben man über die niedrige Dünenkette hinweg einen freien Blick auf die goldgrün schimmernde Meerflut genießt. Ihr zur Seite steht eine Wiege, in der ein Kind, die kleinen vollen Aermchen breit ausgestreckt, schlummert. In den großen, dunkeln, tief liegenden Augen der Frau zittern Thränen, und so oft sie einen Blick auf den Säugling wirft, rinnen sie unaufhaltsam über ihre blassen, eingefallenen, gramdurchfurchten Wangen herab.

Sie hat schon oft hinausgesehen nach dem Meere, das, noch heftig bewegt von dem letzten Sturme, heute kein Segel zeigt. Auch auf dem Strandweg, der quer durch die Dünen läuft, schweift häufig ihr Blick, um dann wieder abwechselnd auf der Handarbeit, mit der

sie beschäftigt ist, und auf dem schlummernden Kinde zu ruhen.

Jetzt gewahrt sie einen Mann über die Dünen gegen das Häuschen heranschreiten. Schnell trocknet sie die Thränen, steht auf, tritt vor den kleinen Spiegel, ordnet ihre etwas in Unordnung gerathenen Haare, bemüht sich, die noch sichtbaren Spuren der reichlich vergossenen Thränen zu verwischen, und übt sich dabei unverkennbar vor dem Spiegel ein Lächeln einzustudiren, das zu erheucheln ihrem Herzen schwer genug fallen mag. Als ihr dies bis zu einem gewissen Grade gelungen zu sein scheint, nimmt sie ihren Platz am Fenster wieder ein. Bald darauf tritt Ludwig Edel ins Zimmer. Die junge Frau geht ihm lächelnd entgegen und begrüßt ihn mit zärtlichen Küssen.

„Du hast wieder geweint, Adelgunde", sagte Ludwig vorwurfsvoll, und eine dunkle Wolke lagerte sich auf seiner hohen Stirn. „Wenn ich nur den Grund dieser ewig fließenden Thränen erfahren sollte! Liebst du mich nicht mehr, oder bist du meiner überdrüssig?"

„Ludwig!" rief Adelgunde, und während sie mit ihrer schmalen, feinen Hand den Mund des geliebten Mannes schloß, traten auf's Neue Thränen in ihre Augen.

„Wozu dann diese albernen Thränen?" sagte Ludwig barsch.

Adelgunde's Blicke wandten sich der Wiege zu, und dann wieder zu ihrem Gatten zurückschweifend, versetzte sie mit unterdrücktem Schluchzen:

„O, Ludwig, zürne mir nicht! Ich weine über das Schicksal, über die Zukunft unseres Kindes. Es hat kein Vaterland!“

Ludwig trat unmuthig an's Fenster und sah düster hinaus auf's Meer. Adelgunde bückte sich auf ihre Arbeit nieder und stieß bisweilen die Wiege sanft an. Nach einiger Zeit wendete sich der Justitiarius wieder zu der betrübten Gattin.

„Jemehr ich über unser Schicksal nachdenke“, sagte er, „desto fester bildet sich in mir die Ueberzeugung aus, daß es ein günstiges Ende für uns nehmen muß. Wir sind gegenwärtig in keiner beneidenswerthen Lage, das ist wahr; man hat uns vertrieben, gewissermaßen geächtet. Aber was thut das? Ist es den Besten, Edelsten, Weisesten nicht zu allen Zeiten eben so ergangen? Und kann mir der Befehl irgend eines Gewalthabers den Gedanken in meinem Hirn todtschlagen, der meines Lebens Quelle, der Ausgang und zugleich der Zielpunkt meines ganzen Wirkens ist? Ihre Verfolgungen, ihre Verfehmungen, ihre Urtheilssprüche verachte ich; sie können mir nichts anhaben.“

„Aber sie besitzen Mittel uns in's Elend, in den Tod zu jagen!“

„In's Elend — nun ja, in den Tod — nimmer! Glaubst du, ich könnte so schwach sein, diesen Menschen den Gefallen zu thun, Hand an mich selbst zu legen? Nimmermehr! Eher begehe ich das größte, offenkundigste Verbrechen. Man soll mich verachten, nur nicht schwach nennen!“

„Wäre es nicht vielleicht besser“, warf Adelgunde schüchtern ein, „wenn wir durch Vermittelung einflußreicher Personen uns die Erlaubniß der Rückkehr erwirkten. Dein Vater —“

„Schweig!“ herrschte Ludwig seine Frau an. „Der orthodoxe Prediger, den sein Glaube uns verfluchen lehrt — ha, ha, ha, ha! Nicht um den Besitz einer Krone wirst du jemals eine Bitte über diese Lippen gleiten hören! Nein, Adelgunde, das sind Träume, mit denen du dich nicht täuschen lassen mußt. Unsere Zukunft, unser Heil liegt jenseits des Meeres. Dort ist auch das große Vaterland unseres Adalbert's. Habe noch kurze Zeit Geduld und wir werden es betreten.“

„Ohne Mittel?“

„Die schafft sich der Mann, wie alles Andere. Ist doch jeder selbst sein eigener Herr und Schöpfer.“

Adelgunde seufzte.

„Zweifelst du?“ fragte Ludwig.

„Ach, nein“, erwiderte die bewegte Frau ergeben, „ich zweifle nicht, aber ich will beten, daß Gott uns erhöre und helfe!“

Ludwig's Stirn ward düsterer, zugleich verzog sich sein Mund zu einem häßlichen Lächeln.

„Du willst beten?“ erwiderte er sarkastisch. „Entweder lügst du, Adelgunde, oder du hast bis jetzt nur mit Erfolg und glücklichem Takt geheuchelt. Beten! — Seit wann fällt es dem freien Geiste, der nur mit Bewußtsein, aus voller Ueberzeugung handelt, ein, beten zu wollen! Er kann

es nicht, ohne zuvor mit geschlossenen Augen zurückzustürzen in die farbigen Dämmerungen des Glaubens. Zu wem willst du denn beten, du freie Tochter des Geistes, die vor Jahren schon es offen aussprach, daß die Gottheit nur in der Brust des denkenden Menschen zu suchen und zu finden sei? Willst du zu einem leeren Begriffe beten?"

Adelgunde schauerte innerlich zusammen vor diesen Worten ihres Gatten, die allerdings nur die Consequenzen seines eigensten Denkens enthielten. Die jetzt leidende, bekümmerte, von Sorgen gequälte Frau hatte wohl vor ein paar Jahren im ersten Rausche schwärmerischer Liebe, und hingerissen von der Begeisterung einer unklar strebenden, maßlos sich aufblähenden Zeit Aehnliches gesprochen; ob sie es auch wirklich in sich durchgefühlt und später gar gedanklich darüber sich Rechenschaft abgelegt haben mochte, wußte Niemand. Nun war aber die Noth an sie herangetreten, der Mangel schlich wie ein warnendes Gespenst dicht neben ihr fort und begleitete sie auf Schritt und Tritt. Politisch und kirchlich war sie mit Mann und Kind geächtet. Da preßte die Angst ihr Mutterherz zusammen. In der Einsamkeit ihrer Gedanken, auf ferner Insel zwischen Dünen ein unsicheres Dasein führend, beim Brausen der Wogen, im Sturm der rasenden, mit Wuth sich bekämpfenden Elemente kehrte sie unwillkürlich ein in sich selbst. Ihre Gedanken schweiften zurück in die Vergangenheit, nicht vorwärts in die Zukunft. Da stand die Kindheit vor ihr mit dem rosigen Schimmer der Hoffnung, die ihr so oft Glück gebracht hatte. Sie sah ihre verstorbene Mutter, wie sie,

krank darnieder liegend, stets heiter ward, wenn sie betete und Gott um Erlösung bat. Wie ein Mahnruf aus dem Jenseits erschütterte diese Erinnerung an das Vergangene ihr weiblich weiches Herz, und ohne zu wissen, was sie that, sank sie an der Wiege ihres Kindes auf die Knie, breitete schirmend die Hände über das Bettchen aus, und betete lange und inbrünstig. Dabei ward ihr leichter. Adelgunde hatte Gott und somit sich selbst wiedergefunden. Seitdem betete sie oft, und wenn sie Gott ihr Herz ausgeschüttet hatte, flossen ihre Thränen. Sie fand dann ihre Lage erträglicher und manches Hoffnungsbild stieg gaukelnd in ihrer Seele auf, wenn sie das melodische Surren der Brandung oder den Donner vom Sturm gepeitschter Wogen hörte.

Mild aber fest sagte sie: „Lieber Ludwig, frevle nicht! Wir sind Alle nur Menschen, können Alle irren. Weshalb bei unsern Nebenmenschen verdammen, was uns höchstens unnöthig scheinen könnte?“

„Ich hasse den Wankelmuth, die Schwäche“, versetzte der gereizte Gatte. „Beten! das Beten hat die Welt des neunzehnten Jahrhunderts gerade in diese jammervolle Verkommenheit hinuntergestoßen, in der wir Stärkeren, wir Kinder der neuen Zeit, wir Erzeuger des heiligen Volkes der Zukunft mit zu Grunde gehen. Nicht im Jenseits, hinter den Sternen, im unermeßlichen All wollen wir die Früchte unseres Strebens, Denkens und Handels pflücken; der Boden, der uns trägt, für den unser ganzer Organismus gemacht ist, soll uns die Traube keltern, die wir ziehen. Sind wir die Herren der Schöpfung, nun gut, so muß es

uns auch gestattet sein, von dieser Machtvollkommenheit den vollsten und unbeschränktesten Gebrauch zu machen. Ueberlaßt beten und singen denen, die schwach genug sind, sich vor sich selbst zu fürchten; wir ächten Söhne der Erde, wir lachen des Himmels und seiner sogenannten Glückseligkeit."

Das Lachen, was nach dieser mit Heftigkeit hervorgestoßenen Expectoration von Ludwig's Lippen klang, hatte allerdings nichts gemein mit dem Himmel. Es schrillte ein Hohn und ein Haß darin, der sehr Orthodoxe wohl in der Ansicht bestärken konnte, es gebe Besessene. Denn so, wie jetzt Ludwig lachte, mochte man sich das Lachen eines bösen Dämons allenfalls vorstellen.

Adelgunde faltete die Hände. Ihre Lippen beteten nicht, aber in dem zum Himmel emporgerichteten Augen leuchtete die Flamme eines um Hilfe rufenden Gedankens.

Ludwig ging wie ein gefesselter Löwe in dem kleinen Gemache auf und nieder.

„In acht bis zwölf Tagen könnten wir mit einer vortrefflichen Gelegenheit nach Amerika abreisen", fuhr er nach einiger Zeit fort. „Verdammt, daß mich die Freunde im Stiche ließen! Ohne Geld bin ich nicht im Stande, den dreimal vermaledeiten deutschen Staub mir von den Füßen zu schütteln!"

„Du magst die Freunde schelten", fiel Adelgunde ein, „sie sind schuld an unserm Unglück. Traurig genug, daß die Freundschaft so schlecht Farbe hielt."

„Schmähe sie nicht, sie können nicht anders. Auch dafür

sind die Gegner, die Frommen, die Kopfhänger verantwortlich zu machen.“

„Vielleicht einige, gewiß nicht alle. Uebrigens“, setzte Adelgunde hinzu, „hätten die Freunde von den Gegnern wenigstens das feste und consequente Zusammenhalten lernen können.“

„Die Unfreiheit, der Knechtssinn hört immer leichter auf die Parole, als der freie Mann, der selbst ist, selbst denkt, selbst handelt. Diese Art des Zusammenhaltens ist eine verwerfliche Hundetugend, weil es aus Furcht, nicht aus dem geistigen Stolz selbst gewonnener Ueberzeugung entspringt. Ich hasse alle Demuth, allen blinden Gehorsam!“

„Du scheinst leider Alles zu hassen, was nicht genau nach deinem Sinne ist“, bemerkte Adelgunde. „Und doch, meine ich, wäre es unserer würdiger, die Liebe statt des Hasses anzubauen.“

„Liebe schwächt, verweichlicht, lähmt den Willen und die Thatkraft“, sagte Ludwig. „Das lehrt die Weltgeschichte. Alle Völker, die sich auf's Lieben legten, verloren ihre politische Macht.“

„Zum Princip erhoben, wäre dies ein entsetzlich gefährlicher Grundsatz“, erwiderte Adelgunde. „Er führte zum gemeinsten Egoismus und damit zum Bösen an sich.“

„Ist das Gebot der Liebe, wie die Kirche es faßt und predigt, etwa weniger egoistisch, weniger gefährlich? Ich wüßte nicht. Die Grenzen, die es dem Willen, dem Forschen setzt, ist eine Ungerechtigkeit, um so verwerflicher, als man sie mit der Gottheit, dem Inbegriff alles Vollkommenen,

Herrlichen, Erhabenen, in Verbindung bringt, ja geradezu als deren Ausfluß preist. Und das nennt man Religion! Darin unterrichtet man die Jugend und betrügt sie um ihr besseres Selbst, den rastlos, immer neu, immer anders und schöner fortzeugenden Gedanken, so lange kein beengender Gesetzeskäfig ihm die kühn entfalteten Schwingen hemmt!“

„Sonderbar“, sagte Adelgunde wehmüthig lächelnd. „Du verachtest so sehr alle Schwärmerei und schwärmst doch selbst! Nur schwärmst du mit flammenbeschwingter Sohle, während der Schwärmer der Liebe auf duftigen Wolken empor zur Sternenwelt steigt.“

„Ich bin zu liberal, um dir Vorschriften zu machen, wie du mein Denken beurtheilen sollst“, sagte Ludwig. „Du hast das ganz allein vor dir selbst zu vertreten. Nur vergiß nicht, Adelgunde, daß ich mich geistig und leiblich nur so lange an dich gebunden halte und halten kann, als auch dein Denken, Empfinden, Wollen und Handeln dem meinen analog ist! Darin besteht die Größe unseres Princips, daß Niemand ewig gebunden, daß Jedem die vollkommenste Freiheit der Bewegung in jeder Beziehung gestattet wird. Dies Princip macht uns stark, mögen wir auch noch so sehr zersplittert sein, und sichert uns eine Zukunft, weil in ihm allein der Begriff des Ewigen, des unaufhörlich Werdenden sich irdisch gebiert. Wäre es möglich, sich einen persönlichen Gott überhaupt zu denken, so müßte auf diesem Wege des gedanklichen Fortzeugens aus der unbegrenzten Freiheit des Handelns die Menschheit dereinst diesen Gott erzeugen.“

Adelgunde war aufgestanden. Ihre Augen flammten; sie zitterte. Indem sie entschieden Ludwig entgegentrat, sagte sie fest:

„Was soll das heißen? Versteh ich dich recht, so verbirgt sich hinter deinen Worten die Absicht, mich zu verlassen, falls ich im Gebet, du in frevelhaften Philosophemen Ruhe finden solltest."

„Du hast mich verstanden", erwiderte vollkommen kalt der Justitiarius. „Ein betend Weib ist nicht meine Passion. Es beunruhigt mich. Du weißt jetzt, wie ich denke und wirst gewiß nach ruhigem Nachdenken dein Handeln darnach einrichten."

Der Säugling erwachte und fing an zu schreien. Die süße Kindesstimme rettete diesmal Adelgunde vor einem übereilten heftigen Worte. Mit dem schmerzlichen Ausrufe:

„O mein Kind! Mein armes, unglückliches Kind!" kniete sie an der Wiege nieder, küßte das kleine Geschöpf und badete es in ihren Thränen.

Ludwig mochte weder betende noch klagende Frauen leiden, schreiende Kinder aber waren ihm vollends zuwider. Er nahm deshalb Hut und Stock und verließ abermals das Haus, nur diesmal in einer Stimmung, die ihm selbst wenig behagte. Eine unklare Ahnung flüsterte ihm zu, daß er in der letzten Stunde wohl seine bisherige treue Lebensgefährtin verloren haben könne.

8.

Als sich Adelgunde wieder allein sah, fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Eine tiefe Wehmuth kam über sie. Ihr Herz schien sich im schmerzhaften Krampfe zusammen zu ziehen, als wolle es brechen.

„O, könnte ich sterben! dürfte ich doch sterben!“ jammerte die unglückliche Frau, ihr Kind, das wieder eingeschlummert war, fester mit liebendem Mutterarm umschließend. Die ganze Vergangenheit zog, gleich den dunkelfarbigen Bildern in einer laterna magica an dem Spiegel ihrer Seele vorüber. Es waren aber leider nur sehr wenig Lichtbilder darunter.

„Ja“, sprach sie, diesen Geisterreigen todter Lebenstage prüfend, „ich bin eine Sünderin, und darum hat Gottes Hand mich gedemüthigt. Aber ich will mich bessern. Die Buße ist über mich gekommen, wie ein Dieb in der Nacht. Sie hat mich tief, tief zu Boden gedrückt, damit das Licht der reinen Erkenntniß sich in mir entzünde, und mich unterscheiden lasse die Pfade, welche zum Frieden und welche zur ewigen Ruhelosigkeit, zu leiblichem und geistigem Verderben führen.“

Ein Blick auf das frische, schuldlose Gesicht des kleinen Knaben, der im Traume lächelte, gab ihr Kraft, zugleich aber kam auch eine beängstigende Unruhe über sie. Sie legte das Kind wieder in die Wiege, trat an's Fenster und

sah hinaus auf's Meer, dessen dunkelgrüne Wogen an den Dünen brandeten.

„Bin ich denn wirklich sein Weib?“ sprach sie still zu sich selbst. „Gesetzlich verbunden sind wir: wir haben die Ringe vor weltlichen Zeugen gewechselt! nur der Segen der Kirche fehlt! — der Kirche! — Wir haben ja keine Kirche! — Wir sind frei, ungebunden. Der Tempel, in welchem die Gottheit wohnt, der wir unser Schicksal anvertrauen, ist unsere eigene Brust. — Dort steht die Gottheit der Zukunft, das heitere Götterbild des freien Geistes, des sich selbst anbetenden menschlichen Genius!“

Adelgunde kreuzte die Arme über die Brust. Ihr Herz schlug heftig; es ward ihr banger und banger.

„Und wenn er mich verläßt; wenn er von mir geht, kann ich ihn halten?“ fuhr sie fort. „Es bindet uns kein unauflösbares, kein göttliches Band. — Unsere Ehe — in der heilig-keuschen Bedeutung des Wortes — ist keine. Wir sind — o Gott, laß mich's nicht denken!“

Ueberwältigt von ihren Gefühlen sank die beklagenswerthe Frau auf den Rohrsessel am Fenster, bedeckte mit den weißen zarten Händen ihre Augen, als fürchte sie das helle Sonnenlicht des Tages und weinte bitterlich.

„Wenn ich heimkehre“, sprach sie nach längerer Pause weiter, „und meine Gespielinnen und Jugendfreundinnen begegnen mir, werden sie die Augen niederschlagen und achtlos an mir vorübergehen. Sie kennen mich nicht, sie achten und ehren mich nicht, sie bemitleiden mich nicht einmal, den in ihren Augen, nach ihren Begriffen fehlt

mir das Ehrwürdige einer christlich Getrauten! Wie soll ich das ertragen! — Mit ihm fliehen — über's Meer? In die neue, mir so fremde Welt, vor der ich mich fürchte? — Ja, wenn er mit mir beten wollte — könnte? — Aber sein Geist ist voll Hohn, sein Herz voll Haß. — Nicht Vergebung, nicht Sühne, Rache und Vergeltung will er. Sein ganzes Denken — mir graust's — ist ein nie endender Frevel — ein Frevel gegen den heiligen Geist der Welt!"

Wieder entströmten Thränen den Augen der schwer Leidenden. Nach einiger Zeit aber ward sie ruhiger. Der Blick klärte sich, ein Funke von Hoffnungsglut durchleuchtete ihn. Sie hatte betend einen Ausweg entdeckt, einen Entschluß gefaßt. Nur, ob sie ihn auch werde ausführen können, beängstigte sie noch. —

Ludwig kam erst gegen Abend zurück. Er war finster und einsylbig. Selbst die umflorten Augen Adelgundes, die ihm sagten, daß sie während seiner Abwesenheit geweint habe, konnten ihm keine laute Aeußerung entlocken. Was er den ganzen Tag gethan hatte, wo er gewesen sein mochte, konnte Adelgunde nicht errathen. Auch kümmerte es sie wenig, da wenig darauf ankam.

„Eine sehr vernünftige Einrichtung haben diese Insulaner", sagte Ludwig nach längerer Zeit, „ich meine das Strandrecht."

Jetzt wußte Adelgunde, womit sich ihr düsterer Gatte beschäftigt hatte. Sie entgegnete nichts.

„Es herrscht eine bewundernswürdige Ordnung bei

Bergung gestrandeter Güter", fuhr er fort, „wenigstens hat es mir so geschienen; nur finde ich es unfreundlich und egoistisch, daß sie keinem Fremden, keinem Gaste gestatten, mit Hand anzulegen."

„Weshalb sollten sie es thun?" erwiderte Adelgunde, um doch etwas zu sagen. „Ein Fremder ist mit den Launen der See nicht vertraut."

„Wenn er es auch wäre, dürfte er doch kein Strandgut anrühren", bemerkte erklärend der Justitiarius. „Ich finde diese Sitte deshalb, wenn man will, sinnlos, weil sie dem Princip socialistischen Lebens und Thuns widerspricht, das doch in der Ausübung des Strandrechts sich selbst vollzieht."

Adelgunde lächelte. „Ich bezweifle", sagte sie, „daß ein Einziger dieser ehrlichen Schiffer und Lootsen an Socialismus denkt oder je einmal etwas davon gehört hat."

„Einerlei", erwiderte Ludwig. „Die Idee socialistischer Bestrebungen liegt dem Strandrecht zum Grunde, ein Beweis für die hohe Berechtigung, welche die Lehre vom Socialismus überhaupt hat. Denn was ein Volk ohne eigentliche Cultur, nur instinktmäßig zum Gesetz ausbildet, das hat einen tiefen Sinn, das gründet sich auf ein unumstößliches Naturgesetz. Freilich aber hebt man die Wohlthat einer solchen Einrichtung sogleich wieder auf, wenn man sie nur innerhalb gewisser, eng gezogener Grenzen ausüben lassen will."

Adelgunde schwieg. Sie wußte, daß alle Gegenrede nichts fruchten würde, weil es Ludwig's Sitte war, auf

jede Einwendung mit Doctrinen zu antworten. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Sollten wir noch längere Zeit hier zu bleiben genöthigt sein, so werde ich mich bemühen, die armen geistig beschränkten Menschen von ihren irrigen Ansichten zurückzubringen. Ich billige, wie gesagt, die Einrichtung an sich, nur ihre Handhabung gefällt mir nicht.“

Adelgunde glaubte die Zeit gekommen, um ihrem Gatten einen Wunsch vorzutragen.

„Gebe Gott“, sprach sie, „daß man uns hier läßt, obwohl ich nicht begreife, wovon wir uns auf die Dauer nähren sollen.“

Ludwig lachte und rieb sich die Hände.

„Da ist mir ein Gedanke durch den Kopf gefahren“, fuhr sie fort, „den ich allenfalls auch gegen deinen Willen ausführen werde.“

„Wirklich? Sieh da, das gefällt mir! Und worin besteht dieser Gedanke?“

„Du weißt, lieber Ludwig, daß meiner Rückkehr in's Vaterland, nichts im Wege steht. Ich werde daher dieses Asyl verlassen, werde als Fürbitterin auftreten und dir Verzeihung erwirken.“

„Nun, halten will ich dich nicht“, versetzte Ludwig mit echauffirter Heiterkeit, „weil sich ein selbstständiger Wille, ein Trieb zu freiem Handeln in diesem Entschlusse zeigt. Allein dein Fürbitten wird dir wenig nützen. Man wird die Bedingung der Reue, des pater peccavi an meine Begnadigung knüpfen, und dies Verlangen kann ich nicht

erfüllen. Nur keine Inconsequenz! Lieber Verfolgung des aus Ueberzeugung eingeschlagenen Weges bis zum Untergange, bis zum Schaffot, wenn es nicht anders geht, aber keine Umkehr, kein reumüthiges Armesündergesicht!"

„Du kannst dich auch irren, lieber Ludwig. Es ist den Regierungen nicht einerlei, ob die besten Köpfe im Auslande verweilen oder mit ihren Fähigkeiten dem Lande dienen, das sie geboren hat."

Ludwig lachte schadenfroh. „Nun freilich", sagte er, „wenn sie erst zu dieser Erkenntniß kommen, dann würde unser Waizen wenigstens im Aufgehen begriffen sein. Mir soll jedoch die Hand verdorren und die Zunge verwelken, wenn ich selbst jemals ein gutes Wort gebe! Ich werde es den gestrengen Herren beweisen, was der Mann kann, wenn er will, und mit eiserner Consequenz seinen Willen durchzusetzen den Muth hat!"

Adelgunde war mit dem Ausgange dieses Gespräches sehr zufrieden. Sie traf die nöthigen Anstalten zur Reise, raffte ihre sehr geringe Baarschaft zusammen und stand schon wenige Tage später reisefertig da.

„Lebewohl!" sprach sie zu ihrem Gatten, der sie an den Strand geleitet hatte. „Du erhältst Nachricht von mir, sobald ich die nöthigen Einleitungen getroffen habe. Hoffe nun und vertraue auf Gott!"

„Das thu' ich", versetzte Ludwig, „doch nicht auf den, der in der blauen Luft, vulgo Himmel genannt, wohnt, sondern den ich hier in der eigenen Brust hege und pflege."

So schieden die Gatten, Adelgunde ihr Kind mit Mutter-

zärtlichkeit an's Herz drückend, Ludwig mit kaltem Gleichmuth sie in das segelfertige Boot geleitend. Wie wenig sein Herz an ihr hing, konnte Adelgunde schon daraus abnehmen, daß Ludwig, ohne noch einmal mit wehendem Tuche zum fortschaukelnden Nachen hinüber zu grüßen, dem Meere den Rücken kehrte und hastig den im Morgenlicht glänzenden Dünen zuschritt.

4.

„Stehe auf, meine Tochter! dem Reuigen wird vergeben."

Diese Worte sprach Pastor Edel, indem er die vor ihm knieende junge Frau freundlich an seine Brust zog und ihre bleiche Stirn küßte. Der milde Greis bestürmte Adelgunde nicht mit Fragen, denn er kannte das menschliche Herz und wußte, daß er alle Wunden, aus denen seine Schwiegertochter blutete, mit Fragen nur tiefer aufreißen würde. Die aus eigenem Antriebe Zurückgekehrte mußte unaufgefordert sprechen, ihm freiwillig das, was sie bewegte und quälte, erzählen, und, sollte er wirklich Hilfe schaffen, dies von ihm begehren. Er nannte deshalb auch nicht den Namen seines Sohnes, an dessen Sinnesänderung er selbst dann, wenn man sie ihm gemeldet hätte, nicht geglaubt haben würde.

Adelgunde zeigte sich dankerfüllt gegen Edel und fühlte

sich um Vieles durch die immer gleiche Milde des würdigen Geistlichen beruhigt. Was er für Unrecht, vielleicht gar für Sünde zu halten berechtigt war, kam nicht zur Sprache. Edel machte der jungen Frau weder Vorwürfe wegen des Vergangenen, noch gab er sich Mühe, sie zu belehren und zurechtzuweisen. Aber er verstand es, gesprächsweise sie auf ihr vergangenes Leben zu bringen und sie zum Sprechen zu nöthigen. Und was nun Adelgunde ohne weitere Aufforderung von ihren Erlebnissen, ihren Kämpfen und Seelenqualen ihm mittheilte, gab ihm die Gewißheit, daß ein irrendes Gemüth, ein in heißer Liebe sich verzehrendes Herz im wilden Kampfe mit dem Schicksale sich selbst erkannt hatte. Als Adelgunde ihre Erzählung endigte, sagte er lächelnd:

„Man sollte meinen, du hättest meine Worte, die ich vor ein paar Jahren an dich richtete, als du noch anderer Meinung warst, auswendig gelernt. Es muß also doch ein Fünkchen Wahrheit, ein Hauch ewigen Lebens in dem, was mich bisher trug und hielt, vorhanden sein, sonst könnte es nicht in Verschiedenen ganz gleiche Wirkungen hervorbringen. Mich wirst du, glaub' ich, nicht verändert finden, wenigstens nicht geistig. Ich bin heute noch derselbe, den du vor zwei Jahren verließest, noch eben so ruhig, noch eben so fest wie damals. Unbeugsam, in alten Ansichten blind verrannt nannten es mir sehr liebe Menschen. Dennoch konnte ich mich nicht ändern und nun habe ich all' das Traurige, was über zahllose Menschen, über ganze Völker hereingebrochen ist, glücklich überstan-

den, ohne mich dem wildbrausenden Strome anders als mit Bitte und Warnung entgegen zu stellen. Die Heftigen gingen darin unter, Andere wurden weit in die Ferne fortgerissen und können nun in dem zerklüfteten breiten Rinnsal den Rückweg nicht mehr finden, weil die Schrift auf dem Wegweiser zur Ruhe eines geläuterten Gemüthes von den bösen Wetterstürmen verwischt worden ist."

In Gesprächen solcher Art, die sich täglich wiederholten, ward der Lage Ludwig's gedacht. Pastor Edel wehrte Adelgunde nicht, sich in umfassender Weise darüber zu äußern. Betrübend freilich war es für den alten Mann, daß ihm aus diesen Aeußerungen ein gänzlich zerstörtes Familienleben angähnte. Anfänglich, wie es schien, für eine Ewigkeit geknüpfte Herzensbande, waren jetzt gänzlich aufgelöst. Kein heftiger Sturm hatte diese zarten Bande urplötzlich zerrissen, sie waren nur durch rastlos fortgesetzte Reibungen, die sich aus den Verhältnissen ergaben, nach und nach aufgeschlissen, und befanden sich gegenwärtig in dem Zustande gänzlicher Zerfaserung.

„Ihr müßt Euch trennen", sagte der Greis, als er Adelgunde geprüft hatte und einen andern Ausweg, zwei Seelen zu retten, nicht entdecken konnte. „Eurer Trennung steht nichts im Wege, da ja Eure Verbindung keine kirchliche war."

Dies Wort erschreckte Adelgunde. Nicht der Schmerz, um den Mann, der in starrer Einseitigkeit, in zügellosem geistigen Stolze sich von ihr gewandt hatte, nur die Angst

der Mutter um das Kind, welches sie dem einst Geliebten geboren, peinigte sie.

„Trennen?“ erwiderte sie erblassend. „Das ist unmöglich! Wer soll diesem unglücklichen Geschöpfe Vater sein?“

„Er, der aller Waisen Vater ist“, sagte der Geistliche.

„Ludwig wird es nicht zugeben.“

„Er hat es schon zugegeben. Ließ er dich nicht ziehen ohne Kampf, ohne Thräne? Hat er seitdem nach dir und deinem Kind gefragt? Er that es nicht, er wird es auch später nicht thun. Mithin ist er für dich todt. Du wirst glücklicher, wenigstens stiller in dir selber sein, wenn du erst wieder völlig frei bist.“

Adelgunde wagte nicht zu widersprechen, denn sie fühlte die Wahrheit in des Geistlichen Worten. Dennoch überkam die unglückliche Frau jetzt ein unnennbares Weh. Sie erschien sich selbst wie eine Ausgestoßene, eine Gebrandmarkte! Wenn sie ausging, ihr noch immer kränkelndes Kind auf dem Arme, und es begegnete ihr eine andere Mutter und redete sie, von Theilnahme getrieben, an, konnte sie einer solchen Mutter, und gehörte sie auch den untersten Ständen an, war sie auch ohne alle Geistesbildung, unbedeutend, ja simpel; konnte sie ihr gerade in die Augen sehen? Die schlichte Frau in grober Kleidung sah es ihr gewiß an, daß der Vater ihres Kindes nicht auch ihr Gatte gewesen sei. Sie fühlte sich wie eine Gefallene, und dies Gefühl war für sie um so schmerzlicher,

als Ludwig sie auch geistig verlassen hatte. Er hätte ihr untreu werden, sie zeitweise vernachlässigen können — auch das würde sie tief geschmerzt, sie unglücklich gemacht haben. Wenn er aber dann wieder zu ihr zurückkehrte, der Strom seiner Gedanken sich in ihre Seele ergoß; wenn sie geistig sich als ewige Verwandte, als nie zu Trennende sich erkannten; dann würde sie glücklich gewesen sein und Alles vergessen, ihm Alles vergeben haben. Aber Ludwig wandte sich von ihr gerade in Folge geistiger Opposition, zu der ihr eigenes Herz, ihr Verstand, ihr besseres Selbst sie nöthigte. Wie er in Gedanken theils leichtsinnig, theils aus Stolz gefrevelt hatte und noch immerfort frevelte; so frevelte er auch gegen sie, die er doch zu schirmen und zart zu behüten als wahrer Gatte berufen sein mußte. Ludwig verhöhnte Adelgundens Denken und Ahnen. Er belachte und beschimpfte den Glauben, diesen heiligsten Hort jedes Weibes, indem er alle Herzensregungen für kleinliche Schwächen erklärte, die als lästige Ueberbleibsel einer falschen Erziehung noch an demselben haften geblieben seien. So stand das arme Weib unter ihres Gleichen, unter allen ihren Schwestern da, wie ein unreiner Auswuchs. Sie war Frau und doch nicht Gattin, sie war Mutter, ohne von der Heiligkeit des Muttergefühles erhoben zu werden; sie fühlte sich Wittwe und hatte doch keinen geliebten Mann zu beklagen. Dennoch trauerte sie tiefer, fühlte sie sich schmerzlicher gebrochen, als die geliebteste Frau es hätte sein können; denn sie mußte ihr vergangenes Leben beweinen und konnte doch auch

weder freudig noch hoffnungsfroh in die Zukunft blicken.

Pastor Edel gewahrte die Kämpfe, welche die Bedauernswerthe verzehrten, da er jedoch der Ansicht war, es würde heilsamer für die Leidende sein, wenn sie ohne fremde Hilfe aus einem Zustande geistiger Unklarheit sich zur Klarheit emporarbeite und so über sich selbst triumphire, störte er sie nicht. Ein schwacher Geist mußte in diesem Kampfe erliegen, ein starker konnte ihn überwinden. Geschah das Letztere, so war Adelgunde für immer gerettet und fest in sich selbst geworden.

Inzwischen beschäftigte den Greis auch das Schicksal seines Sohnes, dem er seit Adelgunde's Rückkehr wieder näher gerückt war. Er zog durch Vermittelung dritter Personen Erkundigung ein, erhielt aber wenig tröstlich lautende Nachrichten. Adelgunde schien von ihm vergessen zu sein. Er lebte noch immer auf der fernen Insel, von den Eingeborenen mehr geduldet als geachtet; seine Ansichten aber wurden immer schroffer, immer einseitiger, und da die Noth täglich zudringlicher an ihn herantrat, und unter allen Erdenbedrängnissen gerade dieser greifbare Popanz als widerwärtigstes Gespenst ihn Tag und Nacht verfolgte, verwirrten sich seine Ansichten über Glück, Recht, Besitzthum und Freiheit mehr und mehr.

Ludwig hatte die Consequenz zum Gott erklärt. Für ihn gab es nichts Verehrungswürdigeres als einen Menschen, der einen für wahr und gut erkannten Gedanken auch consequent durchführte. Ob er dabei zu Grunde ging oder

groß wurde und zu Ehren kam, blieb ihm Nebensache. Alles, was er bisher unternommen, hatte er leidenschaftlich begonnen und aus Ueberzeugung. Später sah er wohl zuweilen ein, daß er zu weit gegangen, zu rasch verfahren sei, aber umkehren hielt er für schmachvoll, und die Reue haßte er als die Ausgeburt einer feigen Seele. Sieg oder Untergang! Mit diesem Wahlspruche auf der Lippe stürmte er rastlos immer weiter und verirrte sich immer tiefer in den Irrgängen des Geistes, die sein consequent frevelnder Gedanke einmal betreten hatte.

Eine Zeit lang gewährten dem früheren Justitiarius die Sitteneinfalt der Insulaner, ihre auffallend geringen Bedürfnisse und ihre utopischen Ansichten über Welt und Zeit Zerstreuung. Er hatte nie geglaubt, daß es im neunzehnten Jahrhundert noch Menschen geben könne, die kindlich denken und doch männlich handeln. Diese Entdeckung war ihm neu und gab ihm Stoff zum Nachdenken. Er verglich die überaus einfachen Zustände der kleinen Insel, ihre nicht minder einfache Gemeindeverfassung, die höchst simpel, aber klar und auch vollkommen ausreichend war und — was ihn noch mehr wunderte — sich in allen Fällen praktisch erwies, mit dem gekünstelten, aus hundert und aberhundert Paragraphen bestehenden Constitutionen mancher großer Staaten, und er mußte zugeben, daß in den Beliebungen der einfachen Insulaner zwar viel weniger klügelnde Spitzfindigkeit, dagegen größere Weisheit, die gar keiner Auslegung bedürfe, vorhanden sei.

„Und diese Menschen leben doch!“ rief er wiederholt

aus, wenn er sah, daß selbst ohne die vorhandenen leicht faßlichen Verordnungen Alles seinen alt hergebrachten Gang ging. Jeder that das Seinige, Keiner war dem Andern zuwider oder suchte ihn durch Intriguen zu verdrängen. Unaufgefordert sogar unterstützte der Nachbar den Nachbar, wenn dieser der Hilfe bedurfte, und Niemand beanspruchte für solche Unterstützung Belohnung. Es verstand sich dies Alles bei diesem kindlich einfachen Völkchen so von selbst, wie der Eintritt der Dämmerung nach dem jedesmaligen Untergange der Sonne. Es schien, als folgten die still arbeitenden Inselbewohner in Allem, was sie thaten, einem urewigen, sich stets gleich bleibenden, unumstößlichen Naturgesetz, und daß auch nicht einem Einzigen es in den Sinn kam, gegen dieses Gesetz sich aufzulehnen, gerade das beschäftigte Ludwig am meisten, das gab dem mit allen menschlichen Einrichtungen Unzufriedenen mehr zu denken, als die schwierigsten Probleme moderner Weltweisen.

Diese einfachen Leute kannten keine heftigen Streitigkeiten, kam es aber zu Veruneinigungen, so schlichtete man diese durch herbeigerufene Dritte. Advocaten und gelehrte Juristen fanden nichts zu thun.

Ludwig gestand sich's im Stillen, daß dieser scheinbare Mangel ein unläugbarer Gewinn für das Wohl Aller sei, nur konnte er nicht begreifen, wie man sich so patriarchalische Zustände aufrecht erhalten und sie von Geschlecht zu Geschlecht vererben könne. Seiner Gewohnheit nach sprach er mit den Strandvögten darüber, um zu hören, was

diese urwüchsigen Seeleute wohl darüber dächten und welche Gründe sie für die Beibehaltung so überraschender Einrichtungen anführen möchten. Zu seinem großen Erstaunen aber erhielt der Justitiarius kaum Antworten auf seine Fragen, an eine Darlegung von Gründen dachte Niemand.

Solche Ignoranz oder Indolenz verdroß den Weltverbesserer, und er nahm sich vor, gelegentlich einen Versuch zu machen, diese Naturmenschen ein wenig aufzuklären. Ohnehin war es höchst nöthig für ihn, sich in ein fest bestimmtes Verhältniß zu den Eingeborenen zu setzen; denn seine Mittel waren erschöpft, alle Erwerbsquellen versiegt, und so lange er sich weigerte, den Weg der Bitte zu beschreiten, auf Eröffnung neuer nicht zu rechnen. Es mußte deshalb etwas geschehen, damit ihm Gelegenheit gegeben werde, sich nützlich, vielleicht unentbehrlich zu machen. Dem gelehrten Manne dünkte das nicht schwer. Er übersah unbedingt alle Insulaner weit, er überragte sie dergestalt an Kenntnissen, daß er sich wie ein Gott unter ihnen vorkam und mit einiger Geringschätzung auf sie herabblickte. Wie leicht also mußte es ihm werden, diese gutmüthigen, ungeschulten und in den allermeisten Dingen auch unerfahrnen Halbwilden etwas zu lehren, das ihnen Nutzen brachte, wofür sie ihm, dem uneigennützigen Weltbeglücker, dankbar sein würden. Da er ein guter Mathematiker war und sich in früheren Jahren einige Zeit auch mit der Feldmeßkunst beschäftigt hatte, hoffte er, auf diesem Terrain den Eingebornen gute Lehren und höchst schätzenswerthe Winke geben zu können. Er ging deshalb zu denjenigen Männern, die

ihm die intelligentesten und einflußreichsten der ganzen Insel zu sein schienen, und machte diese bekannt mit seinen Ansichten. Die erste Unterredung indeß ließ ihn schon erkennen, daß er sich vollkommen geirrt hatte. Diese stillen, ernsten, schlicht für sichhinlebenden Menschen wiesen freundlich, aber entschieden seine Anerbietungen ab, weil — sie keinen Gebrauch davon machen konnten. Ludwig gestand sich halb beschämt, halb knirschend vor Aerger, daß seine Gastfreunde viel klüger und umsichtiger seien, als er vermuthet hatte. Was er sie lehren wollte und konnte, war selbst dem Rauhesten geläufig, und er sah zu spät ein, daß alle Schiffer sich in Bezug auf mathematische Kenntnisse mit ihm wenigstens messen konnten.

Das war eine fatale Entdeckung, denn sie machte ihm wirklich überflüssig. Er war die einzige Person, die auf der Insel vollkommen entbehrt werden konnte, die Niemand brauchte, und es wollte ihm scheinen, als sagten ihm das Viele durch Blicke. Um nun doch nicht von Almosen leben zu müssen oder dem Aeußersten sich auszusetzen, daß man ihm zu verstehen gebe, man bedürfe seiner Gegenwart ferner nicht, erbot er sich, mit auf den Fischfang zu gehen, ja er ließ nicht undeutlich die Absicht durchblicken, daß er entschlossen sei, sich ganz in die Sitten der Eingeborenen hineinzuleben.

Die Strandvögte wehrten ihm nicht. Sie ließen den wunderlichen Fremden gern mit in See gehen, sie zeigten ihm die Kunstgriffe bei ihrem mühseligen, oft langweiligen und nicht selten gefahrvollen Geschäft, aber sie stellten gleich-

zeitig die sehr scharf betonte Frage an ihn: wo seine Frau hingereist sei und weshalb er derselben nicht folge? Unwirrsch antwortete Ludwig die volle Wahrheit und damit ruhte jede fernere Nachfrage. Es vergingen Wochen, ohne daß die treuherzigen Leute den, wie sie jetzt wohl bemerken konnten, mittellosen Mann beunruhigten.

Höchst wahrscheinlich würde dies Verhältniß keine Aenderung erlitten haben, wäre Ludwig im Stande gewesen, sich in die patriarchalische Sitteneinfalt der Insulaner auch wirklich einzuleben. Das aber vermochte er nicht. Er mußte immer mäkeln, immer belehren, und er that dies häufiger und leidenschaftlicher, je weniger man auf seine Lehren achtete. Am meisten Anlaß dazu gab dem Flüchtlinge das tiefe, religiöse Gefühl der armen Inselbewohner, das er in seiner rührenden Unmittelbarkeit erst auf den Fischzügen ganz kennen lernte, die er behufs der eigenen Ernährung und, um doch nicht ganz müßig zu sein, mitmachte.

Es kam ihm sonderbar vor, daß Menschen, die offenbar häufig von Anderer Eigenthum lebten, die mit großer Energie darauf bedacht waren, sich dies anzueignen, wenn Wind und Wogen es dem Strande zutrieben, neben dieser eigenthümlichen Thätigkeit so merkwürdig gottesfürchtig, gläubig und fromm waren.

„Das ist ein Widerspruch in der menschlichen Natur, den man bekämpfen, womöglich vernichten muß“, sprach er zu sich selbst, wenn er Abends allein in seinem engen, niedrigen Stübchen saß und das eintönige Surren der

Brandung ganz allein die tiefe Stille unterbrach, welche dann über der wenig bevölkerten Insel lag. „Ich finde es höchst vernünftig, daß der Mensch das, was Andern verloren gegangen ist, benutzt. Es ist dies der allermildeste Grad von Communismus, aber es bleibt mir unerklärlich, wie man bei diesem Untertauchen in den klaren Strom des Naturalismus doch einer offenbarten Religion mit solcher Inbrunst anhängen kann. Offenbarte Religion und Strandrecht! Orthodoxes Lutherthum und klar ausgesprochener, mit göttlicher Naivetät ausgeübter Communismus! Das fasse, wer es kann! Ich muß sehen, daß man diese unzurechnungsfähigen, denkerlosen Fischer zur Einsicht bringt. Sie sollen fremdes Gut auffischen, in Gottes Namen, aber den othodoxen Kirchenglauben sollen sie, wollen sie vernünftige Geschöpfe bleiben, dabei als wurmstichig gewordenes Meuble über Bord werfen. Kann man sie nicht dazu bewegen, so kommt weder Sinn noch Verstand in dies widerspruchsvolle, regellose Leben."

Zu dieser Ansicht gekommen, nahm Ludwig von Stund an eine hochfahrende Miene gegen die harmlosen Fischer an. Es verging kein Tag, wo er nicht unter sie trat und ihnen Lehren predigte, für welche in den Herzen dieser einfachen Leute gar kein Boden war. Auf dem Fischfange, wo der Justitiarius mehr störte, als nützte, obschon er sich den Anschein gab, als wolle er helfen; beim Trocknen der Netze am Strande, Abends in der Feierstunde, wenn die Männer den Zug der Wolken, den Schwall der Brandung beobachteten, oder den Blick an ein fern vorüber-

ziehendes Segel hefteten, gab er sich Mühe, seine stets schweigsamen Zuhörer für seine Lehren zu gewinnen. Nur der Meinung, den Tonangebenden unter den Insulanern, die in dem verarmten Flüchtlinge einen Mann erblickten, der ein Opfer überspannter Ansichten geworden sei, hatte es Ludwig zu verdanken, daß man ihn ungehindert kommen und gehen ließ.

Wahrscheinlich hätte der Justitiarius dies Leben noch viele Monate lang fortführen können, wäre er bescheiden geblieben und hätte er nicht die Grenzen überschritten, die ein nur geduldeter Gast immer zu respectiren verpflichtet ist. Der Spätherbst mit seinen Stürmen stellte sich ein; es gab hohen Seegang, schauerliche Nächte, nebelfinstere Tage. Nahe und fern verunglückten Schiffe, von denen einige nicht gerettet werden konnten. Die Insulaner hatten in Folge dieser an sich beklagenswerthen Ereignisse alle Hände voll zu thun; denn es gab antreibendes Gut, Schiffstrümmer, Tauwerk ꝛc. zu bergen.

Auch jetzt machte sich Ludwig unter den hartarbeitenden Schiffern zu schaffen. Er blieb aber am Strande, da es ihm auf den wildbewegten Wogen nicht recht geheuer vorkam. Da Jedermann, selbst Frauen und Kinder zugriffen, und Mancher ein angespültes Stück aufnahm und es forttrug, so hielt sich Ludwig zu gleichem Thun berechtigt. Ein kleines Kistchen mit Südfrüchten, das freilich etwas beschädigt war, und ein Fäßchen, das Wein zu enthalten schien, rollten hart neben ihm an den Strand. Es war gleichsam ein Geschenk, das ihm das Meer verehren wollte.

Weshalb also sollte er nicht dem Beispiele der Uebrigen folgen? Ohne Bedenken bemächtigte er sich der angespülten Güter und trug sie in seine Wohnung. Es konnte dies nicht geheim geschehen, da der Strand sehr belebt war. Indeß hinderte ihn auch Niemand. Nur, daß Einige ihm sehr finstere Blicke zuwarfen und, als er mit der gemachten Beute fortging, lebhaft unter einander sprachen, blieb ihm nicht verborgen.

Am nächsten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, ward Ludwig unsanft aus einem recht heitern Traume erweckt. Die Rathleute der Insel statteten ihm einen Besuch ab, um ihm mit kurzen Worten anzuzeigen, daß er wegen Mißbrauch des Gastrechtes nicht länger unter ihnen leben könne. Wer sich Anderer Gut zueigne, werde altem Gebrauche nach für immer von der Insel verbannt. Er möge also ohne Säumen, was ihm gehöre, zusammenpacken, das Boot, welches ihn an das Festland tragen solle, liege schon bereit.

Noch während der Sprecher der Rathmänner dem Flüchtlinge diese Kunde überbrachte, bemächtigten sich Andere des geborgenen Strandgutes, das ohne Weiteres fortgeschafft wurde.

Ludwig war überrascht, erstaunt. Er wußte sich wirklich ein so auffallendes Verfahren gar nicht zu deuten und versuchte, den streng aussehenden Rathleuten seine Gründe auseinander zu setzen, in der sicheren Erwartung, sie eines Besseren zu belehren. Diesmal aber befand er sich in einem schlimmen Irrthume. Diese Leute verschlossen ihre

Ohren den bündigsten Schlußfolgerungen, den weisesten philosophischen Grundsätzen. Nach ihrem Dafürhalten hatte der Fremde, dessen närrische Reden man lange still geduldet, sich unverantwortlich gegen ihr uraltes, heiliges Recht vergangen. Was kümmerten sie seine Auseinandersetzungen, seine gelehrten Citate! Niemand hörte ihn, und da Ludwig keineswegs gewillt zu sein schien, freiwillig die Insel zu verlassen, so ergriffen ihn zwei der stämmigsten Schiffer, zogen ihn ungeachtet seines fortwährenden Docirens, zum Strande, trugen ihn in's Boot, drehten ab, hißten ein Segel auf, und brachten den Widerstrebenden an das unferne Festland. Hier verfuhren sie in gleicher Weise mit ihm, indem sie ihn rasch durch die schäumende Brandung trugen, und an dem kahlen, baumlosen, wüsten Strande aussetzten.

Dies Alles trug sich innerhalb einer Stunde zu. Ludwig wußte kaum, wie ihm geschah. Erst als das Boot der Schiffer wieder von den grünen Wellen dem glänzenden Inselstreifen zugetrieben ward und der scharfe Herbstwind ihn durchschauerte, gestand er sich ganz seine traurige Lage. Er besaß nichts von Kleidungsstücken, als was er auf dem Körper trug. Sein Fußzeug war schon längst schadhaft und konnte eine lange Wanderung, zumal in regnerigem Wetter und auf schlechten Wegen, nicht überdauern. Das kleine Bündel, das die Schiffer ihm aus dem Boot als sein ihm gehörendes Eigenthum an's Land geworfen hatten, enthielt außer weniger Wäsche einige Schriftstücke, die sich leider nicht in Geld verwandeln ließen. Geld aber war

es gerade, was der Verlassene, Einsame, Hilflose vor Allem bedurfte, sollte er nicht verhungern oder sich genöthigt sehen, die Mildthätigkeit Fremder anzuflehen.

Eine nie gekannte, nie empfundene Seelenangst bemächtigte sich des geistig stolzen Mannes in diesem Augenblicke. Er war nie verlassener, nie dem Elende mehr ausgesetzt gewesen; und zum ersten Male beneidete er die einfachen, immer nur das Nächste im Auge behaltenden Insulaner, deren schroffer Rechtlichkeitssinn oder deren wunderliche Ansichten über Mein und Dein ihn urplötzlich, ohne auf Vernunftgründe zu hören, in's Elend verstießen.

Ein Seufzer entrang sich der Brust des Geängsteten, er drückte beide Hände gegen seine glühende Stirn und der Ausruf: „Hilf mir, Gott, aus dieser Noth!" entschlüpfte seinen Lippen.

Krächzend flog eine Krähe über den Strand und dicht hinter sich hörte er ein spottendes Lachen. Er kehrte sich um, sah aber nur ein paar Möven die graue Amosphäre durchschneiden.

„Betteln?" fuhr er in seinem düstern Selbstgespräche fort. „Nimmermehr! Eher ein Räuber werden, als ein Bettler! — O Gott, o Gott, in welch' schauerliche Lage kann der Mensch gerathen!"

Abermals traf ein lachender Ton sein Ohr, als spotte ein Dritter seines Elendes. Ludwig fuhr auf.

„Welcher Nichtswürdige wagt es, einen Bedrängten zu verhöhnen!" sprach er ergrimmt, rund um sich blickend. Aber auch jetzt konnte er nur ein Paar jener Möven

entdecken, deren Geschrei der lachenden Stimme eines Menschen ähnelt.

Niedergeschlagen nahm Ludwig das zu seinen Füßen liegende Bündel auf, knöpfte den abgetragenen Rock fest zu und schritt, noch unentschlossen, wohin er sich wenden sollte, den schräg aufsteigenden Strand hinan. Weit und breit lag kein Ort, nur ein paar Windmühlen drehten ihre grauen Flügel in einiger Entfernung, und weiterhin ragten die hohen Dächer dreier einzeln stehender Kathen über das strauchlose Moor empor.

Ludwig ging in gerader Richtung auf die nächst gelegene Windmühle zu. Vielleicht war der Besitzer ein intelligenter, menschenfreundlicher Mann, dem er seine Lage auseinandersetzen, der ihm vielleicht irgend einen Rathschlag geben konnte. Und doch zögerte er auch wieder; denn wenn er sich irrte, wenn man einen wüsten Menschen in ihm zu erkennen glaubte, vor dem sich Jeder in Acht nehmen müsse, konnte es ihm übel ergehen. Aber die Luft war scharf, er hatte noch nichts genossen und der Hunger begann sich zu melden. Ludwig ging also vorwärts, fest entschlossen, durch schnelles Handeln seinem Schicksale eine andere Wendung zu geben.

5.

Einige Stunden später finden wir den Justitiarius in lebhaftem Gespräche mit dem Müller. Beide Männer

sitzen an einem viereckigen Tische, der noch die Ueberreste von Speisen trägt, womit der Müller seinen unbekannten Gast erquickt hat.

„Ueberlegen Sie nun meine Vorschläge, werther Herr“, sprach der Besitzer der Mühle jetzt. „Ich meine es gut mit Ihnen und ich glaube, jeder Ehrenmann kann thun, was ich sage.“

„Es ist aber gegen mein Princip, gegen meine bessere Ueberzeugung“, erwiderte Ludwig.

„Haben Sie denn gar keine Religion?“ warf hierauf der Müller ein. „Vollkommen ist doch kein Mensch, mithin kann Jeder einmal irren, und einen Irrthum ehrlich eingestehen, bringt Ehre, nicht Schande.“

„Ich denke anders.“

„Das ist Unrecht, Herr, das nennt man dem Himmel trotzen. Vergessen Sie nicht das gute Wort: Gott läßt sich nicht spotten!“

Ludwig lächelte spöttisch. „Ich bin ziemlich bibelfest“, erwiderte er, „ich habe aber leider sowohl an mir selbst wie an Anderen die traurige Erfahrung gemacht, daß unter besonders ungünstigen Umständen auch der größte Bibelheld den Kürzeren zieht. Starker Wille und eiserne Consequenz führen weiter, und sind jedenfalls bessere Helfer in der Noth, als abgenutzte Bibelsprüche.“

„Wenn Sie davon überzeugt sind, kann ich Ihnen nichts weiter nützen“, sagte der Müller sehr kühl, stand auf und ließ seinen Gast merken, daß er allein zu bleiben wünsche. Auch Ludwig erhob sich.

„Also drei Stunden von hier finde ich ein Städtchen“, sprach Letzterer, „wo Bekannte von Ihnen wohnen? darf ich mich auf Sie berufen?“

„Sie haben mein Wort, Herr, und das halte ich. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß meine Freunde nur dann sich für Sie interessiren werden, wenn Sie mit Ihren Ansichten zurückhalten.“

„Ich soll heucheln? Nie und nimmer!“

„Nicht heucheln, nur zu rechter Zeit schweigen! Verargt man es doch keinem Verbrecher, wenn er seine Lage durch Selbstanklage nicht verschlimmert. Ein Verbrecher, glaub' ich, sind Sie nicht, Sie müßten es denn gegen sich selbst, gegen Ihren eigenen Geist sein. Leben Sie wohl, Gott möge Sie geleiten!“

„Gott!“ wiederholte Ludwig lachend. „Etwa derselbe Gott, der einen Mord eben so ruhig geschehen läßt, als eine große Heldenthat? Oder jener Gott, der es zugibt, daß unzurechnungsfähige Menschen in blödsinniger Begriffsverwirrung demjenigen die Thür weisen, den sie als den Apostel der wahren Freiheit verehren sollten, oder endlich der Gott, an welchem alle Kopfhänger Wohlgefallen haben, und zu dem nur gedankenlose Weiber und Schwachsinnige beten? Sie sehen, daß sind drei Gottheiten, die uns alltäglich mehrmals begegnen, und eben weil sie so ganz alltäglich sind, an allen Kirchenthüren aufgepflanzt werden und mithin sich mit Jedermann gemein machen, will ich keinen von allen Dreien zu meinem Geleitsmann haben. Noch trügt mich das Licht meiner

Augen nicht, ich kann also den Weg ohne fremde Hilfe finden. Geleite ich mich aber selbst, so wird mich auch Gott geleiten. Also meinen Dank und Adieu!"

Der Müller hatte sein Mützchen während dieser Rede abgenommen. Er antwortete nichts, er sah den gottarmen Manne, wie er einsam und trotzig dem braunen Moore zuschritt, nur mitleidig nach.

6.

Durch wiederholte längere Unterredungen mit seiner Schwiegertochter war es Pastor Edel gelungen, Adelgunde zu beruhigen und ihr den so lange entbehrten Frieden der Seele wiederzugeben. Sie gedachte des abwesenden Gatten mit keiner Sylbe mehr, auch versuchte sie nicht abermals, durch Briefe sein bisheriges Stillschweigen zu brechen. Ihr Herz sagte der schwer Geprüften, daß sie vor Gott und Menschen eine Wittwe sei. Nicht, weil sie ihren Gatten für leiblich todt hielt, sondern aus einem Bedürfniß, das ihrem gequälten Innern entsprang, legte sie Trauer an. Es gab für sie ja so unendlich viel zu betrauern! Sie hatte ja, freilich in dunkelm Drange, etwas Erhabenes zu vollbringen, ihre Jugend selbst zerstört, sie hatte den lieblich blühenden Zaun durchbrochen, der um den heitern Tummelplatz jedes schuldlosen Mädchens emporschießt und dieses von allen Eindrücken der frivolen Welt absperrt! Sie

trauerte um den Verlust jenes heiligen und beglückenden Gefühles, das nur allein wahre Liebe weckt, nährt und immer inniger und beseligender gestaltet, und das einander verwandten Seelen nie wieder verloren geht. Sie trauerte um das Kind, das dem Vater so ähnlich sah, und das doch keinen Vater hatte in dem Sinne, wie die christliche Kirche aller Bekenntnisse die Bedeutung dieses Wortes faßt.

Der kleine, schon in so früher Zeit einem ungewissen Schicksale verfallene Weltbürger kränkelte übrigens, und auch dies betrübte Adelgunde, weil sie sich persönlich die Schuld dieser Kränklichkeit ihres Kindes beimaß. Die unablässigen Sorgen, die ihr Leben verbitterten, während sie das Kind unter ihrem Herzen trug, später der Mangel an sorgfältiger Pflege, ungeeignete Nahrung, geistige Aufregungen der Mutter aller Art nagten an dem jungen zarten Leben und hinderten dessen Gedeihen. So fehlte denn wenig und Adelgunde hätte zu ihrem übrigen Leiden noch den selbstquälerischen Gedanken gefaßt, daß in gewissem Sinne der Fluch einer Kindesmörderin auf ihrem Haupte ruhe.

Pastor Edel wehrte der still Trauernden nicht, aber er wachte mit der ganzen aufopfernden Vaterliebe eines wahrhaftigen Oberpriesters über das geistige Wohl der Leidenden.

„Es ist löblich, meine Tochter", sprach der würdige Mann, „daß du trauerst und Leid trägst. Deine Traurigkeit ist eine Traurigkeit, welche zur Freude führt, und Gott wohlgefällt. Aber Niemand soll im Leide untergehen. Auch

das kann sündhaft sein, und wie der Uebermuth im Denken Frevel erzeugt, so kann auch der Schwachmuth zu Gedankenfreveln verleiten. Nur das rechte Maß in Freud' und Leid ist Gott wohlgefällig, und des gebildeten Menschen, des wahren Christen würdig. Frevle also nicht, meine Tochter, indem du dich eines Vergehens anklagst, das dir Niemand, am wenigsten der allerbarmende Vater im Himmel anrechnen wird!"

Proselyten zu machen war gegen die Grundsätze des alten Geistlichen. Wer Seelen retten will, so pflegte er zu sagen, der muß nicht auf Seelenfang ausgehen, sondern warten, bis ein banges Herz ihn ruft. Er war daher zufrieden, als Adelgunde sich gern seiner Führung überließ und von seinen mild tröstenden Worten Balsam einsog für ihren leidenden Geist. Die Kränklichkeit des Kindes, das vor allem leiblicher Pflege bedurfte, die ihm jetzt auch in genügender Weise zu Theil ward, erlaubte nicht, mit Fragen in dessen Mutter zu dringen, die das geistige Wohl des kleinen Erdenbürgers ins Auge faßten. Pastor Edel übereilte sich deshalb nicht, die arme gedrückte Frau durch unzeitige Gewissensfragen noch mehr zu beunruhigen. Erst als der Zustand des kleinen Wesens nach den Versicherungen des zu Rathe gezogenen Arztes Bedenken erregte, hielt es der Geistliche für Pflicht, zu erforschen, ob der Sprößling zweier geistig Geschiedenen, deren Ehe nur die bindende Kraft eines Contraktes, keine Weihe für's ganze Leben hatte oder haben konnte, auch schon in den Bund der Christenheit aufgenommen worden sei?

Adelgunde verneinte unter Thränen, und abermals fühlte sie tief das ganze Elend geistiger Verlassenheit, in das sie frevelnder Uebermuth verlockt hatte. Edel begriff ihren Schmerz und vollzog die Taufe. Wenige Stunden später verschied das Kind in den Armen der Mutter. Der peinigende Seelenschmerz, der Adelgunde füher gefoltert hatte, wenn sie das verlassene kleine Wesen betrachtete, stellte sich bei diesem Verluste nicht ein. Eine neue, ruhige Sicherheit war über sie gekommen, und wenn sie jetzt ihre von vielem Weinen halbverschleierten Augen auf der kalten Leiche ruhen ließ, muthete es sie an, als habe die ihrer irdischen Hülle sich entringende Kinderseele sie mit Gott versöhnt. Das schuldlose Kind war ihr Mittler geworden.

Hätte die Dulderin jetzt die Kunde erreicht, auch Ludwig, ihr gewesener Gatte sei seinem Schicksale erlegen, würde höchst wahrscheinlich eine friedlichere Lebenszeit für sie angebrochen sein. Statt dessen traf ein Brief von dem so lange schweigsam Gebliebenen ein, der erste, seit sie ihm die Hand zum Abschied gereicht hatte. Adelgunde's Hand zitterte, als sie das Schreiben empfing. Sie wagte es nicht zu öffnen, sondern legte es vertrauensvoll in die Hand des frommen Predigers.

Pastor Edel erbrach den Brief seines Sohnes. Er war in scharfen, kalten Worten abgefaßt und meldete Adelgunde, daß er das Unglück gehabt habe, in Gefangenschaft zu gerathen. Die Ursache seiner Verhaftung war nicht genannt. Er verlangte eben so kalt, sie solle zu ihm kommen und da sie als „reuige Betschwester" wahr=

scheinlich unter den „Kopfhängern“ viele Freunde gefunden habe, auch Geldmittel auftreiben. „Mit Geld“, schloß der offenbar in grimmiger Verstimmung abgefaßte Brief, „mit Geld läßt sich ja Alles flicken, jedes Loch zustopfen. Ich denke deshalb, Geld wird auch ein vortreffliches Heilpflaster für die Wunden abgeben, die ich angeblich der philiströsen bürgerlichen Gesellschaft geschlagen haben soll. Also „stecke Geld in deinen Beutel“, wie der feine Schelm Jago zu seinem dupirten Freunde sagt, und du wirst die hohe Genüge haben, innerhalb vier weiß getünchter Wände, die eine Menge geistreicher Inschriften zieren, deinen stets resoluten, mithin keineswegs reumüthigen Gatten zu umarmen. Aber spute dich, denn ich habe keine Zeit zu verlieren. Adieu!“

Kein Gruß an den Vater, keine Frage nach dem jetzt schon verklärten Kinde war in dem Briefe enthalten. Kühl und seelenlos, wie der leerste Geschäftsbrief lag er vor ihr, und doch fühlte Adelgunde heraus, daß der Mann, dem sie ja noch immer halb angehörte, in einer vielleicht sehr bedrohlichen Lage sich befinden müsse.

„Was hältst du davon?“ fragte Pastor Edel die Trauernde. „Man hat Ludwig ohne Zweifel seiner politischen Vergehen wegen eingezogen und wird ihm nun den Prozeß machen.“

Adelgunde wünschte im Stillen, der Prediger möge Recht haben, aber sie glaubte nicht daran. Wozu verlangte Ludwig Geld? Konnte eine nur geringe Summe

ihm nützen? Konnte man ihn gegen Erlegung einer solchen auf freien Fuß lassen? Das wollte ihr nicht einleuchten.

„Ich muß Ludwig ja doch sehen", versetzte sie nach einer Weile stillen Nachdenkens. „Nach der Bestattung des Kindes will ich reisen."

Pastor Edel reichte der trauernden Mutter die Hand. „Brav, mein Tochter, brav", sagte er. „Du thust ein gutes Werk, denn es ist Menschen- und Christenpflicht, Leidenden beizustehen, Betrübte zu trösten, Verlassene aufzurichten. Ich aber werde dich begleiten. Vielleicht gelingt es mir, den Sohn jetzt, wo sich zeitliches Unglück um seine Füße legt, zur Umkehr zu bewegen. Das Leid hat ihn gepackt, Leid aber gebiert die Reue, und aus der Reue entpuppt sich gern eine gebesserte, von irdischen Schlacken und Fehlern gereinigte Seele."

7.

Ludwig saß grübelnd in seiner Zelle. Er trug abgerissene Kleider, deren Schnitt allein den vornehmeren Stand verrieth, welchem er angehörte. Die Gesichtszüge des Justitiarius waren scharf und hart geworden, trugen aber jetzt die Spuren eines unbeugsamen Stolzes, einer festen Willenskraft in noch ausgeprägterer Weise als früher. Das Unglück hatte ihn weder gebeugt, noch gebrochen, nur grimmig hatte es ihn gemacht. Die fest

geballte Hand, die weiß und knöchern neben dem irdenen Deckelkruge ruhte, welcher Trinkwasser für den Gefangenen enthielt, konnte sich im Moment der Aufregung wohl allenfalls gegen eine ganze Welt erheben und den Versuch machen, sie zu zertrümmern.

Ein dünner Sonnenstrahl fiel durch das vergitterte Fenster in das Gefängniß und vergoldete das zart geflochtene Gewebe einer Spinne, die sich zwischen den Eisenstäben angesiedelt hatte. Um Ludwig's Mund zuckte ein spöttisches Lächeln, seine Blicke schossen Flammenpfeile unter den Wimpern hervor.

„Verrückte Welteinrichtung!“ murmelte er zwischen den Zähnen, und die geballte Faust schlug mit den scharfen Knöcheln so heftig gegen die fichtene Tischplatte, daß sie krachte. „Ist solch Insekt, das keinen Verstand, keinen Willen hat, dem nur der Naturtrieb Gesetz ist, dem es folgt und consequenterweise folgen muß, gegenüber dem tausendfach gebundenen Menschen nicht zu beneiden? Und der Mensch nennt sich den Herrn der Schöpfung! Ha, ha, ha, ha! Eine göttliche Herrschaft! Wer nicht Narr bleibt mit den Narren, gedankenloser Schwätzer mit den platt Schwatzenden, den steckt man ins Loch. Marsch, fort mit dem Hund Gedanken, heißt es. Das Vieh knurrt, murrt und beißt! Die Karbatsche und die Kette für solch widerspenstige Bestie, die sich gegen sogenannte menschliche und göttliche Gesetze auflehnt! ... Eine Spinne, ein Laubfrosch, Sperling und Schwalbe, Maus und Ratte gehen frei aus, wenn sie thun, was der Trieb ihnen

befiehlt. Nur der Mensch, der denkt und denkend handelt, wird eingesperrt, wenn seine Gedanken kein landläufiges Zeichen höchster obrigkeitlicher Erlaubniß an sich tragen. Und wir besinnen uns noch, dies große Narrenhaus in Brand zu stecken und es mit all' seinen Insassen zu vernichten? Dafür, daß wir's nicht thun, steckt man uns ein und macht uns den Prozeß!"

Ludwig ließ sein Haupt in die untergestützte Hand sinken, die finstern Blicke auf die Spinne am Fenster richtend, die ruhig in ihrem Netze saß und lange Zeit vergebens auf Fang lauerte. Endlich fiel eine Fliege in das schleimige Gewebe, die Spinne zuckte auf, eilte nach dem zappelnden Opfer, umspann es mit silbernen Schleimbanden, und begann das noch zuckende Insekt zu verspeisen.

„Ganz Recht", sprach Ludwig, „der Mensch macht es um kein Haar besser, und wenn er nicht klein beigibt, wird er nöthigenfalls auch von den Fängen der Justiz hart angepackt und ganz gemüthlich verspeist. Das nennt man weltliche Gerechtigkeit üben! ... O, wäre ich frei und besäße die Kraft eines Simson. Mit welcher Wollust wollte ich mich an diesem Geschlecht der lebendig gewordenen zweifüßelnden Niederträchtigkeit rächen! ...."

Nahende Schritte vor der verschlossenen Thüre unterbrachen das Selbstgespräch des Gefangenen. Gleich darauf ward die Thüre geöffnet und der frühere Justitiarius sah hinter der Person des Gefängnißaufsehers eine Gestalt, die ganz geeignet war, ihn verstummen zu machen und in Verlegenheit zu setzen. Einige Minuten später

sah sich der Gefangene mit dem unerwarteten Besuche allein.

„So sehen wir uns wieder!“ sprach Pastor Edel, dem Sohne gegenüber sich in die Brüstung des Fensters stellend, um die Gesichtszüge seines einzigen Sohnes genauer beobachten zu können. „Hatte ich nun Unrecht, als ich dich warnte, dir abrieth, so gefährliche, verführerische Pfade zu betreten?“

„Möglich, mein Vater“, erwiderte Ludwig trotzig und die Brauen finster zusammenziehend. „Ich hoffe indeß, du kommst nicht zu mir, um eine wohl durchdachte Predigt an einen jedenfalls sehr undankbaren Zuhörer zu bringen. Du kennst meine Ansichten über das Predigtamt; sie haben sich seit wir uns nicht sahen in keiner Weise verändert.“

„Nicht?“ sagte der Greis in betrübtem Tone. „O, Ludwig, mich würde es mehr beruhigen, hörte ich dich anders sprechen!“

„Ich bin kein Schwächling und keiner von den Halben. Darum eben sitze ich jetzt hier. Kehrt sich die Welt wieder einmal um, gelingt es mir wohl auch, anderswo, in freundlicheren Umgebungen meine Residenz aufzuschlagen.“

„Du hast trübe Erfahrungen gemacht, Ludwig“, fuhr der Pastor fort. „Sagten diese dir nicht, daß du über Manches irrige Vorstellungen hegtest?“

„Ich habe aus meinen Erfahrungen durchaus nichts Anderes gelernt, als daß die Menschen und alle von Menschen gepriesenen Schlages herrührende Einrichtungen viel schlechter sind, als ich vermuthete.“

„Du fandest immer nur außer dir Schlechtes, Verkümmertes, nie auch in dir?"

„Ich strebte, Vater, ich strebte, während ich dachte, und meine Gedanken konnte ich oft einer Berichtigung bedürftig, nie aber gemein, noch weniger schlecht finden."

„Du warst demnach immer mit dir zufrieden?"

„Zufrieden?" erwiderte ingrimmig lächelnd der Sohn. „Kann ein Verfolgter, von Ort zu Ort Gehetzter zufrieden sein? Auch die Zufriedenheit mit sich selbst wird wurmstichig, wenn die ganze Welt rundum an Wurmfraß leidet."

„Betrachte die Welt mit anderen Augen und du wirst zufriedener werden."

„Das sind Worte, die Ihr Manna des Himmels nennt, ich weiß es," versetzte Ludwig. „Es ist dein und deines Gleichen Amt, so zu sprechen, darum habe ich nichts darauf zu erwidern, als: Deine Lebensanschauung harmonirt nicht mit der, welche ich durch Leben und Nachdenken gewonnen habe. Unsere Principien wollen sich nicht vereinigen lassen. Darin liegt die ganze Fatalität."

„Aber du bist ja doch nicht glücklich."

„Kann ich es sein, da ich verfolgt, gehaßt, jetzt gar eingekerkert bin?"

„Du bist es auch nicht in deiner Seele!"

Ludwig schwieg und ballte neuerdings die Hand.

„Sieh, mein Sohn", fuhr Pastor Edel fort. „Das ist der Unterschied zwischen meinen und deinen Lebensanschauungen. Mich hat das Leben auch nicht immer sanft

gewiegt. Ich habe viel gelitten, viele Kämpfe überstehen müssen und bin noch nicht am Ende meiner mir vom Höchsten auferlegten Prüfungen. Als Vater dir gegenüber — du wirst dies fühlen — muß ich schwer leiden; denn es ist unendlich hart, in meinem Alter den einzigen Erben seines Namens im Kerker, wer weiß welcher Vergehen angeklagt, zu wissen! Dennoch, mein Sohn, bin ich innerlich ruhig, ja glücklich, denn ich bin mir bewußt, nach Kräften stets meine Vaterpflichten gethan zu haben, und ich darf mit gutem Gewissen mir sagen, daß ich dem Allmächtigen gegenüber mich als ein ihm versöhntes Menschenkind betrachte. Darin, mein Sohn, liegt der Unterschied zwischen uns Beiden, und ich sollte doch meinen, dieser Unterschied müsse, schon weil er ein so ungeheuer großer ist, dich zum Nachdenken veranlassen."

„Ich denke immer, aber ich kann nicht glauben", sprach Ludwig kalt.

„Das ist nicht blos ein Unglück, das ist ein Frevel. Statt deine Gedanken zu Bildnern deines geistigen Ich zu machen, stachelst du sie zu fortgesetzten Freveleien gegen den geheiligten Geist der Weltordnung an! Kehre um und du wirst — auch im Unglück — milde Friedensfittiche den Brand deiner Schläfe kühlen fühlen."

Abermals schwieg der Sohn, seine düstere Augen durchbohrend auf den sanft sprechenden Greis heftend.

„Umkehr thut häufig wohl", fuhr dieser fort. „Ich weiß dies aus Erfahrung."

„Ich kann aber nicht!" sagte Ludwig leidenschaftlich.

„Weil du nicht willst! Zwinge deinen hochmüthigen Geist, sich vor der unerforschlichen Weisheit des höchsten Wesens zu demüthigen, und glaube mir, dieser ersten Demüthigung folgt ungezwungen eine zweite freiwillig. Dein stolzes Denken und denkendes Freveln wird der flüsternden Bitte, die Bitte dem stärkenden Gebete weichen. Der betende Mensch aber kann, eben weil der Hochmuth des Geistes in ihm zu Falle gekommen ist, auch glauben.“

„Ich nenne das gemein,“ sagte Ludwig verächtlich.

„Ich nicht, mein Sohn, auch meinst du das nicht so, denn nicht dein besseres, sondern dein verdorbenes geistiges Theil dictirt dir, was du sagen sollst. Hättest du Recht, so wäre alle Religion gemein, und doch ist die Religion, mag sie einen Namen haben, welchen sie will, immer und von jeher das feine, unsichtbare, nie verlöschende Aetherlicht gewesen, das die Völker der Erde mit dem belebenden ewigen Feuer des Weltballs verbunden hat!“

„Das wäre schauerlich!“ stieß der glaubenslose Ludwig heraus.

„Keineswegs, mein Sohn, vielmehr ist es erhebend. Glauben und denken sind keine feindlichen Brüder, sie können sehr wohl friedlich als ein hochbeglücktes Paar neben einander leben. Erst, wenn der Gedanke mit dem Glauben sich vermählt, erfüllt der sittliche Mensch seinen Erdenzweck.“

„Dann werde ich ihn nie erfüllen!“

Pastor Edel seufzte. „Du hast an Adelgunde geschrie-

ben", begann er nach einer Pause auf's Neue. „Was wünschest du von ihr?"

„Weshalb kümmert sie sich nicht um mich?" gegenfragte Ludwig. „Sie weiß, daß ich in Noth bin. Sie sollte, hätte sie ein weibliches Herz, zu mir kommen. Die Frau gehört zum Manne!"

„Die angetraute Gattin, gewiß, du bist aber nicht mit Adelgunde getraut, du hast nur mit der armen Person gelebt."

„Vater!" fuhr Ludwig auf. „Ich will nicht hoffen—"

„Daß ich es wagen werde, dir die Wahrheit zu sagen?" fiel Pastor Edel dem Erregten in's Wort. Zu lange habe ich das Amt eines Predigers verwaltet, um als Greis, mit einem Fuße am Rande des Grabes stehend, noch zu heucheln. Adelgunde ist nicht deine Gattin, sie gehört also nicht zu dir. Auch hast du sie von dir gehen lassen und nie wieder eher nach ihr gefragt, bis das Unglück dich an der Hüfte packte. Auch nach deinem Kinde fragst du nicht."

„Es ist wahr — vergib mir Vater!" sagte Ludwig verstört. „Das Kind hatte ich vergessen."

„Weil es der Vater vergaß, nahm Gott sich seiner an. Dein Sohn ward vorgestern begraben."

Ludwig sah düster vor sich nieder, und die hagern Hände erfaßten krampfhaft Tisch und Schemel.

„Wohl ihm — es hat ausgelitten, ehe es zu leben begann", sagte der Gefangene nach einer Weile. „Und wie geht es Adelgunde?"

„Gut, denn sie kann glauben, und schlürft Stärke und

Trost aus dem unerschöpflichen Born des Glaubens. Folge ihr jetzt, mein Sohn, dann reiche ihr nochmals deine Hand und lasse dich mit ihr kirchlich einsegnen."

„Nie! ich kann und will es nicht!"

Pastor Edel verließ seinen Platz am Fenster.

„Ich habe meine Pflicht gethan, mehr vermag ich nicht", sprach er mit immer gleicher Ruhe. „Ueberdenke, was du von mir vernommen hast, an Zeit dazu wird es dir nicht mangeln. Wünschest du mit Adelgunde zu sprechen, so wird sie dich besuchen. Sie hat mich begleitet. Theile ihr mit, was du ihr zu sagen hast, vielleicht bekennen mußt. Sie wird gegen dich und mich gleich offen sein. Alles Andere überlasse dann mir. Kannst du mir das versprechen?"

Nach kurzem Besinnen reichte Ludwig seinem Vater die Hand.

„Ich verspreche es und nun schicke mir Adelgunde!"

Der Geistliche umarmte seinen Sohn. „Denke, aber frevle nicht mehr!" sagte er im Fortgehen. „Das Wort der Schrift, das schon Viele verlachten: „„Gott läßt sich nicht spotten!"" hat auch Vielen schweres Herzeleid gebracht, und mehr als Einem die Leuchte des Geistes, weil er zu tief in die Geheimnisse der Schöpfung dringen wollte und des Lichtes mehr begehrte, als uns Menschen zuträglich ist, bald verdüstert, bald gänzlich ausgelöscht."

8.

Adelgunde's Zusammenkunft mit Ludwig war ür beide Theile peinigend. Der geistesstolze Mann mußte sich gestehen, daß er dies Weib, das jetzt bleich, in Trauergewandung als Mutter vor ihm stand, die ihr einziges Kind beweinte, tief betrübt und unwürdig behandelt habe. Adelgunde fühlte sich Ludwig gegenüber gedrückt. Sie hätte ihm Vorwürfe machen können, vielleicht auch machen sollen, aber sie that es nicht, halb aus Mitleid, halb aus einer stillen Abneigung, deren sie nicht Meister zu werden vermochte. Ludwig war ihr fremd geworden, sie gehörte ihm nicht mehr an. Darum vermied sie auch jedes tiefere Eingehen auf Gegenstände, die sonst oft und eifrig zwischen ihnen verhandelt worden waren. Nur Eins vergaß sie nicht, nämlich, Ludwig an's Herz zu legen, den Winken des Vaters zu folgen. Nach einer kaum halbstündigen Unterredung trennten sich die geistig einander längst nicht mehr angehörenden Gatten kühl und mit der gegenseitigen Ueberzeugung, daß eine abermalige Verbindung nur Unsegen stiften würde.

Die wichtigste Mittheilung Ludwig's war zugleich auch eine sehr niederschlagende, denn sie enthielt das Geständniß einer Veruntreuung, die allerdings in der großen Bedrängniß des Beklagenswerthen einige Entschuldigung fand. Der stolze, gegen die Welt und ihr Treiben so tief erbitterte Mann hatte sich nicht direct an fremdem

Eigenthum vergriffen, nur etwas, das der Zufall ihm in den Weg warf, erlaubte er sich anzueignen. Diese unredliche Handlung führte ihn in's Gefängniß, und weil in Folge der eingeleiteten Untersuchung auch seine anrüchig gewordene politische Rolle abermals zur Sprache kam, ward die Sache verwickelt, und konnte für den Gefangenen eine höchst bedenkliche Wendung nehmen. Dies zu verhindern, bot Pastor Edel sein ganzes Ansehen auf, und das Gewicht seines eigenen Wirkens als Geistlicher fiel schwer in die Wagschale. Man betrachtete den Sohn des würdigen Predigers als einen durch den Drang der Umstände irre Geleiteten, ließ die politische Vergangenheit mit Absicht ganz unerörtert und dictirte ihm eine nur vierwöchentliche Gefängnißstrafe zu, die Untersuchungshaft ihm als Strafe mit anrechnend. Nach Abbüßung derselben stellte man ihm frei, ob er einen Paß in's ferne Ausland nehmen oder sich bequemen wolle, eine Zeit von drei Jahren innerhalb eines bestimmten Kreises sich einer polizeilichen Ueberwachung zu unterwerfen.

Unter andern Verhältnissen würde Ludwig von dieser immerhin günstigen Wandlung der Dinge wahrscheinlich angenehm überrascht worden sein. Jetzt nahm er sie kalt, fast murrend hin. Die Vergangenheit hatte wenig Reiz für ihn, um sich in sie zu versenken, und die Zukunft ekelte ihn an. Losgelöst von Allem, was den modernen Menschen an Vaterland und Gesellschaft fesselt, sah er sich plötzlich in eine endlose Wüste hinausgeschleudert. Blieb er in seinem Geburtslande, was ihm ja gestattet

war, so mußte er sich einer moralischen Ueberwachung fügen, gegen welche sein ganzes Inneres sich sträubte. Eine Kugel aus Feindeshand wäre ihm ein tausendmal lieberes Geschenk gewesen, als dieser achselzuckende Gnadenbeweis. Es lag so viel Verachtung darin, denn es sagte ihm diese scheinbare Milde: Du bist ein unschädliches Individuum, das durch eine bloße Drohung schon zur Ruhe verwiesen wird.

Ludwig's Entschluß stand deshalb fest. Er wollte um keinen Preis von der ihm bewilligten Gnade Gebrauch machen. Aber was sollte er beginnen? Auswandern? — Dieser Gedanke beschlich ihn oft, nur wußte er nicht, welches Land er sich zu seiner neuen Heimat wählen sollte. In Nordamerika konnte für ihn kein Boden sein. Die dortige Freiheit lockte ihn schon längst nicht mehr. Und Australien? Ein Mann des Gedankens, der philosophirend, Begriffe spaltend, eine neue Welt construirte, paßte nicht unter die Halbwilden Australiens, wo sich aus Sträflingen, Buschrändgern und Abenteurern schlimmster Art eine eigenthümliche Gesellschaft mit eben so eigenthümlichen Sitten und Gesetzen zu entwickeln begann.

Ludwig richtete nun sein Augenmerk auf den Orient. Diese Wiege erobernder Völker und weltbezwingender Religionen mußte nach Jahrhunderte langer Feier mit neuverjüngten Kräften wieder in die Welt der Bewegung treten. Dort gab es für grenzenlos Strebende ein fruchtbares Terrain, dort konnte ein schaffender Geist Neues, Großes, Ewiges beginnen.

Und doch zuckte Ludwig innerlich zusammen, und durch seinen Geist zog ein grauer, häßlicher Schatten. Der Gedanke, daß der Orient die Wiege der gewaltigsten Religionen sei, hatte ihn wie ein heimlicher Dieb überfallen, und er erbebte vor diesem friedlichen Angriffe seiner eigenen unbewahrten Seele. Wie konnte er zu diesem, seinem bisherigen Streben doch so ganz fern liegenden Gedanken kommen? Es war ihm ja niemals eingefallen, in die Fußtapfen eines Zoroaster, Moses, Christus oder Mohamed treten zu wollen! Was er erstreben wollte, war ja gerade das Gegentheil. Ihm lag Alles daran, die Menschen von den abschwächenden Einwirkungen religiöser Schwärmerei zu befreien. Nicht binden, lösen wollte er die Geister, daß sie fessellos sich in unbestrittenen Besitz der ganzen Welt setzen möchten!

Der Sohn des gläubigen und glaubensstarken Geistlichen versank von nun an in der Einsamkeit seines Kerkers in ein bedenkliches Grübeln. Alles, was sein Vater ihm in der letzten Unterredung vorgehalten hatte, trat wieder vor den Spiegel seiner Erinnerung. Halb wider Willen, halb mit Angst danach suchend und greifend, recapitulirte Ludwig die Bemerkungen und Behauptungen seines Vaters. Beistimmen wollte und konnte er nicht, und doch mußte er immer wieder auf sie zurückkommen. Wie ein Geisterheer schwärmten sie um ihn, peinigten ihn am Tage und belauschten ihn des Nachts im Traume. Er hätte diese quälerische Gesellschaft gern verscheucht, aber er fand kein Wort, das sie bannte. Gleich ungerathenen

Kindern seines eigenen Denkens stürmten sie auf den Geist ein, der ihnen das Leben gegeben hatte, und brachten ihm zahllose Wunden bei, aus denen langsam, aber ohn' Aufhören, ihm die Kraft des Denkens entrann.

Der Gefangenwärter traf den Mann, der früher so trotzig umherging und ihn kaum eines Blickes würdigte, jetzt immer regungslos am Tische sitzend, bald schreibend, bald rechnend, am häufigsten müßig vor sich hinstarrend. Seine Fragen wurden kurz, oft gar nicht beantwortet. Auch verlor Ludwig allen Appetit. Es schien zuletzt, wie die Haft zu Ende ging, als bedürfe er fast keiner Speise mehr. Er ward immer stiller, hagerer, bleicher. Und wie er sichtlich abmagerte, so ergraute auch sein Haar von Tage zu Tage mehr.

Eines Tages ließ der mitleidige Aufseher, den der Zustand des Gefangenen dauerte, eine Aeußerung fallen, die auf diese Veränderung sich bezog. Da sah Ludwig starr auf und richtete eine paar seltsam funkelnde Augen auf den Wärter. Dann nickte er und sagte:

„Die Gedanken sind böse Gäste, sie fressen Alles kahl. Wie ein Heuschreckenheer haben sie alle Felder und Gärten, die in meinem Kopfe grünten und blühten, abgefressen. Nun stehen sie dürr und laublos da, und der Reif fällt. Ich fühle, es wird kalt, immer kälter. Geht die Sonne vollends unter, so bricht der Winter herein.“

Er schlug die Augen nieder und bedeckte sie mit seiner knöchernen Hand.

Dem Gefangenwärter überlief es eisig kalt. Er hielt

es für seine Pflicht, die Behörde von dem merkwürdigen Zustande des Gefangenen zu benachrichtigen. So erhielten auch Ludwig's Vater und Adelgunde Kunde davon.

Die Strafhaft war bis auf wenige Tage abgelaufen; da erschien abermals Pastor Edel und Adelgunde. Diesmal traten Beide zugleich in die Zelle des Gefangenen.

Ludwig erkannte sie, empfing sie aber völlig gleichgiltig. „Bald bist du frei, mein Sohn!“ sagte der Prediger, „dann kehrst du zuerst zurück in das Haus deines Vaters, und hier beginnst du ein neues, schöneres Leben.“

„Es giebt kein Leben“, versetzte Ludwig, „schon lange ist Alles dem Tode verfallen.“

„Das sind frevelhafte Worte.“

„Frevelhafte — Worte? —“ Ludwig strich sich über die Stirn, als tauche eine Erinnerung in ihm auf. „Frevel des Gedankens? —“ Er schwieg, sah dann wieder starr vor sich hin und setzte kopfschüttelnd hinzu: „Es gibt keine Gedanken mehr — Alles leer — Alles todt!“

Adelgunde faltetete die Hände unter Thränen.

„O, Gott, Vater!“ sprach sie, „ich fürchte —“

„Laßt uns beten, daß wir nicht in Anfechtung fallen!“ unterbrach die Trauernde der greise Prediger.

„Beten? — Glauben?“ fiel Ludwig ein, und schlug dann ein lustiges, seelenloses Gelächter auf, indem er mit beiden Händen seinen Kopf betastete, und den geisterbleichen graubehaarten Schädel heftig hin- und herbewegte. „Alles leer — Alles todt!“ fügte er noch einmal tonlos hinzu, und verfiel abermals in sein geisterhaftes Hinstarren.

In diesem Zustande verblieb der Unglückliche. Als ihm gemeldet ward, daß er jetzt frei sei, ließ er sich willenlos fortführen. Ohne ein Wort zu sprechen, ohne einen Laut der Freude trat er bei seinem Vater ein. Er lächelte spitz, mit einem Anflug äußerer Schalkhaftigkeit. Er gab zu verstehen, daß er die Personen, die um ihn waren, wohl kenne, aber er sprach mit Niemand.

„Leer — todt — kalt", waren die einzigen Worte, die über seine Lippen gingen. Die Gedanken, mit und durch welche er gefrevelt, hatten sein Denkvermögen zerstört. Wahnsinnig ward Ludwig nicht, sein Gedankenleben blieb nur in einem ununterbrochenen traumhaften Zustande.

Ein Jahr vegetirte er so, grau, farblos, wie ein wandelndes Gespenst. Man konnte ihn den Leichenstein des getödteten Gedankens nennen. Dann starb er still, und in der Stille, nur von Wenigen zur Gruft geleitet, unter dem Segenswort des Vaters, ward er auch begraben.

III.

Der böse Magister.

1.

„So! Zweihundert und zehn harte Thaler und hier ein Gulden Trinkgeld für die Knechte! Und so denk' ich, ist der Handel in Ordnung."

Diese Worte sprach der Müller Jonas, indem er die reihenweis aufgezählten Thalerstücke noch einmal überblickte, da und dort einen zurecht schob und auf die äußerste Tischkante einen blanken österreichischen Gulden legte. Dann rollte er den grobleinenen Beutel, dem er die Summe entnommen hatte, gelassen zusammen, schlang die Schnur, mit der er zugebunden war, ein paar mal herum und legte ihn zu noch andern gefüllten Geldsäcken in den offen stehenden Wandschrank, den er darauf verschloß und den Schlüssel wieder zu sich steckte.

Es war ein Kornhandel, wie er häufig zwischen dem wohlhabenden Müller und dem mit ihm in Verkehr stehenden Producenten vorkam. Diesmal hatte Jonas verschiedene Malter Roggen nebst etwas Gerste gekauft, denn er besaß auch Bäckergerechtsame und, wie alle Müller, die Vergünstigung, mit Mehl, Grütze, Gries und Graupen beliebig Handel treiben zu dürfen.

Der Landmann, ein begüterter Bauer, mit Namen Samuel, welcher dem Müller die Frucht verkauft hatte, zählte jetzt das Geld bedächtig nach, kehrte mehr wie einen Thaler um, damit ihm ja kein polnischer untergeschoben werde, und warf, als er die Summe richtig fand, nachlässig sein roth- und blaugewürfeltes Taschentuch so darüber, daß die Thalerstücke nur auf den Seiten deutlich darunter hervorschimmerten.

„'s trifft", sprach er trocken, dem Müller die Hand reichend. „Wenn du wieder 'was brauchen kannst, lass' mich's wissen. Bessere Waare gibt's nicht im ganzen Markgrafthum; nur hinten in Schlesingen haben sie's Korn 'was schwerer."

Der längst schon gedeckte Tisch in der Ecke des Zimmers ward jetzt mit wohlduftender Speise besetzt, die ein junges Mädchen, das nicht schön, aber frisch und gut gewachsen war, auftrug. Sie nickte dem Bauer zu und sagte: „Wohl bekomm' es!" Dann entfernte sie sich wieder.

„Die Minna macht sich wacker heraus", sagte Samuel, dem Kinde mit halbem Auge nachblickend. „Wie viele Sommer hat sie schon auf dem Rücken?"

„G'rad eine volle Mandel, d. h., wie wir die Gurken und Salatköpfe zählen", versetzte lächelnd der Müller.

„Also sechszehn? Na, Gott helf' weiter! Du kannst dir 'was einbilden auf deine Einzige. Umgesehen hast du dich noch nicht nach 'was Passendem für sie?"

„Noch nicht. Ich kann sie auch nicht entbehren in der Wirthschaft, und heirathen mag ich nicht wieder. Könnt'

mich vergreifen und mir schlimme Tage machen. Vor zwanzig geb' ich sie nicht weg. Aber jetzt komm', lang' zu und lass' dich nicht bitten. Alles selbst gewachsene Waare. Versuch's! 's geht — hol' mich Dieser und Jener — doch nichts über solch ein Gericht Braten mit Gurkensalat!"

Samuel mußte wohl gleicher Meinung sein, denn er ließ sich das aufgetragene Essen mit gutem Appetite schmecken. Erst nachdem er ein paar saftige Stücke verzehrt hatte, fügte er hinzu:

„Und ein Schüsselchen Gallert nicht zu vergessen!"

„Im Winter, ja", sprach der Müller, „im Sommer aber bin ich kein großer Freund davon."

Samuel nickte beistimmend. Draußen rauschte das Wasser aus dem Mühlgraben in weitem Bogen hinabstürzend in den tiefer fließenden Fluß. Das Klappern der Mühle, zwar sehr laut vernehmbar, störte daran Gewöhnte doch nicht im Gespräch. Nur wenn die Zuschlagethür nach dem Mühlhause geöffnet wurde, nahm der Lärm so stark zu, daß eine Unterhaltung nicht gut zu führen war.

Die beiden Männer hatten ihr Essen eben beendigt, als die erwähnte Thür wieder wie gewöhnlich aufgerissen ward, und mit raschen Schritten ein Mann in's Zimmer trat, dessen Kleidung schon andeutete, daß er kein Landmann sei. Er war mittelgroß, äußerst hager, hatte ein schmales, blasses Gesicht, dem eine fein gebogene, etwas zu große Nase ein ungemein kluges Aussehen gab, und trug einen bis nahezu auf die Knöchel reichenden Rock von schwarzem, grobem Tuche, dessen Schöße bei seinem raschen Vorwärts-

schreiten immer auseinander klappten, so daß es aussah, als habe er Flügel an den Beinen.

Den Hut schnell abnehmend und den Schweiß von seiner Stirn streifend, sagte er kurz:

„Störe ich vielleicht, Meister?"

Müller Jonas, der mit dieser Anrede gemeint war, stand auf, lüftete grüßend seine Mütze, setzte, ihn vorher mit seinem Taschentuche oberflächlich abstäubend, einen Schemel neben den seinigen und erwiderte, den Fremden zum Sitzen einladend:

„Ist's gefällig, Herr Magister?"

Der so Angeredete, dessen seltsam funkelnde Augen von einer Ecke des Zimmers unstät zur andern liefen, und in ihrem unruhigen, kalten Glühen nichts Vertrauen Erweckendes hatten, nahm den angebotenen Sitz ohne Umstände ein, richtete dann seinen Blick fest und forschend auf den Müller und sagte:

„Ich komme zu Ihnen, Meister Jonas, um mich zu erkundigen, wie das mit der Wechseleiche zu verstehen ist. Wie Sie ja wissen, bin ich seit vierzehn Tagen, so zu sagen, Ihr Nachbar geworden, wenn gleich mein Haus eine gute Viertelstunde von Ihrem Mühlengrundstück entfernt ist. Die Wiese im Thale, die mein Vorfahr käuflich an sich gebracht hat, grenzt mit Ihren Ländereien. Dazwischen, mit der einen Wurzelhälfte nach meinem Grund und Boden hinüber greifend, mit der andern in Ihr Land sich senkend, steht ein alter, hoher Eichbaum, und dieser Baum, find' ich, heißt in meinem Kaufbriefe die Wechsel-

eiche. Da es nun doch wohl der Höflichkeit gemäß ist, daß ich als neuer Ankömmling in diesem Orte, die nächsten Nachbarn freundlich begrüße, so wollte ich auch Sie, Meister Jonas, nicht übergehen, und gleichzeitig um gefällige Aufklärung dieses mir unverständlichen Wortes bitten."

„Damit kann ich dienen, Herr Magister", erwiderte Jonas. „Erwähnter Eichbaum, der wohl ein paar hundert Jahre alt sein mag, darf, wie Ihr Kauf aussagen wird, niemals umgeschlagen werden. Nicht eine menschliche Hand, nur die Gewalt der Elemente soll ihn vernichten. Damit nun zwischen den Besitzern der Ländereien, auf deren Grenze besagter Eichbaum steht und über die er nach beiden Seiten hinaus gewachsen ist, niemalen ein Streit um die Eiche sich erheben könne, hat man festgesetzt, daß alle vier Jahre die Aeste derselben abgeschlagen werden sollen, daß aber das Recht dazu zwischen dem Mühlenbesitzer und dem Eigenthümer der Wiese wechselt. Daher der Name Wechseleiche."

„So — so — so!" sprach der Magister gedehnt. „Ich dank' Ihnen, Meister Jonas, für gütige Auskunft, aber eine wunderliche Klausel ist's doch. Wären Sie nicht geneigt, sie aufhören zu sehen?"

„Was?" fragte der Müller. „Die Eiche oder die Klausel?"

„Darüber könnte man sich ja verständigen", meinte der Magister, einen schielenden Blick auf den seitwärts stehenden geldbedeckten Tisch werfend.

Dem Bauer Samuel schien dies suchende Forschen des

Mannes unangenehm zu sein. Er stand auf, zog sich beide schlaff herabhängende Stiefelschäfte gemächlich herauf und trat dann an den Tisch, wo er die Thaler zusammenschob und sie in das bisher darüber gebreitete Tuch packte.

Der Müller sah den Magister eine Zeit lang scharf an, als wolle er in dessen Seele lesen. Dann sagte er lächelnd: „Ich finde keine Veranlassung weder zu dem Einen noch zu dem Andern, Herr Magister.“

„Das wundert mich, Meister“, versetzte dieser. „Wie es nicht alle Jahre gute Ernten gibt, so hat auch auf das Gewächse, Sträucher und Bäume die Witterung gar starken Einfluß. Es ist nicht gesagt, daß die Eiche alle vier Jahre eine gleich gute Holzausbeute gibt, mithin liegt die Möglichkeit vor, daß Sie oder ich im Ertrage zu kurz kommen, und das kann zu Unannehmlichkeiten führen.“

Auf des Müller's Gesicht stand ein ununterbrochenes Lächeln.

„Es gehört eine sehr genaue Natur oder ein streitsüchtiger Kopf dazu, um dies anzunehmen“, sagte er munter.

Der Magister war schon aufgestanden.

„Soll das auf mich zielen?“ fragte er hastig.

Auch Jonas erhob sich.

„Nein, Herr Magister“, erwiderte er. „Ich spreche blos im Allgemeinen; denn ich denke, zwischen uns Beiden kann der alte Eichbaum keinen Anlaß zu Zank und Streit geben, wie solcher ja auch niemalen bei meinen Vorfahren und denen vorgekommen ist, die früher Eigner der Wiese gewesen sind, die jetzt Ihnen gehört.“

„Wann fällt die nächste Ausästung der Eiche, und wem kommt sie dann zu Gute?“

„Diesmal haben Sie die abzuhauenden Aeste einzuheimsen “

„Sie haben also nicht Lust zu einem Tausche?“

„Nein, Herr Magister.“

„Auch nicht, wenn ich mich gut bei Ihnen abfände?“

„Geldgierig bin ich nicht, und zu leben, Gott Lob, hab' ich.“

„Der Baum steht mir im Wege.“

Der Müller zuckte die Achseln. Samuel schlang einen Zipfel seines Tuches um das hineingelegte Geld, wendete sich mit halbem Leibe um und sagte:

„Ja, Herr Magister Gift, es steht Einem Mancherlei im Wege, das man doch nicht fortschuppsen kann, wie einen Kieselstein. Mit dem alten Baume werden Sie, rechn' ich, wohl auf Zeit Ihres Lebens Freundschaft schließen müssen.“

Der Blick, welcher dieser Bemerkung des Bauers aus des Magisters Auge folgte, war ein sehr vieldeutiger. Man konnte ihn für spöttisch halten und für boshaft zugleich. Es lag Verachtung und Zorn, Hohn und Haß darin, und doch klang die Stimme des versteckten Mannes fast heiter, als er dem Bauer erwiderte:

„Sehr wahr und sehr klug, Nachbar Samuel! Mir scheint, wir sind ein paar Leute, recht für einander geschaffen, und werden gewiß die beste Nachbarschaft mit einander halten.“

Er grüßte zuerst den Bauer, dann den Müller, sagte diesem noch ein paar dankende Worte und verließ mit eben so eiligen Schritten das Zimmer, wie er es vor einer Viertelstunde betreten hatte.

2.

„Da hat der Herr uns Beiden einen schönen Nachbar bescheert“, meinte Samuel, der Gestalt des Magisters mit dem Auge folgend, die wie ein schwarzer Schatten an den Fenstern vorüberglitt, über den Steg des Mühlbaches hastete und später die Richtung nach der Wiese einschlug, die etwa zehn Minuten jenseits des Wassers in breiter Thalmulde lag. Den Wipfel der hochragenden Wechseleiche konnte man aus dieser Entfernung deutlich erkennen.

„Lieb ist mir's nicht“, sagte der Müller, „daß der als streitsüchtig und rechthaberisch bekannte Mann sich gerade hier neben uns zur Ruhe setzen muß. Gott weiß, wie er zu dem Gelde gekommen sein mag, das Grundstück mit den schönen Feldern zu kaufen. Beim Aepfelhandel ist doch sonst nie gar zu viel zu verdienen gewesen.“

„Im Gegentheil, mich wundert's, daß er nicht viel reicher ist“, fiel Samuel ein. „An dem Menschen ist von jeher ein Advocat verdorben gewesen, wie hätt' er auch sonst die Courage gekriegt, den Landesherrn zu verklagen!“

„Na, Samuel, klug war das gerade nicht, und viel Freude hat's ihm auch nicht gebracht!“

„Das freilich nicht, Jonas, aber es gehört doch immer eine ganz verteufelte Courage dazu, so 'was auch blos anzugreifen.“

„'s hat ihm Amt und Brot gekostet und an Ehre ist er dabei nicht reicher geworden.“

„Er thut aber doch, was er will.“

„Weil kein Mensch mit ihm streiten mag.“

„Wenn wir's nun müßten?“

„Ausweichen ist ein gut Mittel, wenn ein störrig Thier bandenlos über alle Straßen und Stege läuft.“

„Er weicht nur selber nicht aus, er sucht sogar Streit.“

„Mit mir soll's ihm nicht gelingen.“

„Bei seinen Freundschaftsversicherungen wurde mir's ganz übel. Fast wär' es mir lieber, er sagte mir geradezu in's Gesicht: „„Nachbar Samuel, Euch kann ich nicht leiden!““

Jonas suchte seinen langjährigen Bekannten und Geschäftsfreund zu beruhigen, was ihm auch in soweit gelang, daß sie sich in bester Stimmung trennten.

Inzwischen war Magister Gift in möglichster Eile nach der Wiese gegangen, um die Eiche, die weder ihm noch dem Müller zu eigen gehörte, in Augenschein zu nehmen. Es war ein Baum von bedeutendem Umfange, gerade gewachsen und dem Anscheine nach völlig gesund. Vielleicht hatte zum gedeihlichen Wachsthum der uralten Eiche gerade das häufige Abhauen der Aeste beigetragen. Diese wurden

freilich nicht stark, aber sie bedeckten den ganzen Stamm vom Erdboden aufwärts so dicht, daß sie alle vier Jahre eine gute Anzahl Reisigbündel lieferten. Nur den Wipfel des auffallend schönen Baumes hatte man verschont, um ihn nicht seiner Zierde zu berauben.

Die Eiche stand mitten auf dem Grenzraine und konnte offenbar Niemand geniren. Sie war vielmehr eine Zierde des ganzen weiten Thales, an der sich selbst vorübergehende Fremde erfreuten.

Magister Gift umschritt den Stamm zu mehreren Malen, und tastete dann mit dem Stocke auf dem Raine herum, bis er einen kaum noch sichtbaren Grenzstein entdeckte. Keine Frage, die Eiche stand ganz genau mitten auf der Grenze, und gehörte offenbar zu gleichen Theilen den Besitzern der hier zusammenstoßenden Ländereien.

„Dumm, sehr dumm“, murmelte er, den Baum mit seinen Augen messend und den Vortheil überschlagend, der aus dem gewonnenen Holze abfallen mußte. Sie gab unbedingt einige Klafter des schönsten Nutzholzes, ohne den Ausfall an Zweigen, die als Brennholz ebenfalls gut verwerthet werden konnten. „Ich muß den Müller beschwatzen, mag es kosten, was es will. So, wie der Baum jetzt uns Beiden gehört, ist er immer von Neuem ein Zankapfel.“

Er umklafterte jetzt den Stamm, berechnete, daß er wenigstens fünf Fuß im Durchmesser halten müsse, und schlug dann den Rückweg nach seinem vor Kurzem erst erworbenen Besitzthume ein. —

Die Vergangenheit dieses Mannes war eine ununter-

brochene Kette seltsamster Unfälle, die er sich ohne Ausnahme selbst zugezogen hatte. Begabt mit seltenen Verstandeskräften, nicht ohne Vermögen, und in Folge seiner Kenntnisse rasch zu Amt und Brod gekommen, hätte er ein glückliches Leben führen können, wäre er nicht von einer wahren Manie besessen gewesen, überall mit Jedermann und fast regelmäßig um gar Nichts oder doch bloßer Bagatelle wegen, Streit anzufangen. Als Anwalt würde Magister Gift ganz an seinem Platze gewesen sein, wenn er nicht etwa seine Geistesgaben zu rabulistischen Uebergriffen angewandt hätte. Unglücklicherweise studirte er aber Theologie. Ein Prediger, der ohne Zank und Streit nicht leben kann, füllt seine Stelle gewiß nicht aus. Es dauerte daher gar nicht lange, so war der heftige Magister mit allen seinen Collegen in offene Fehde gerathen und, weil er nie nachgab, immer Recht zu haben behauptete, und selbst von Juristen keinen Rath annahm, so brachte er jeden Streit vor Gericht, wo er dann häufig den Kürzern zog. Vorstellungen ihm Wohlwollender fruchteten eben so wenig als Verwarnungen seiner Vorgesetzten, die früh genug in ernstere Verweise übergingen. Magister Gift verklagte plötzlich das Consistorium, und da er dafür in strengem Tone zurechtgewiesen wurde, that er dasselbe mit seinem Landesherrn bei dem Reichskammergericht in Wetzlar. Dieser unbesonnene Schritt führte schließlich zu seiner Amtsentsetzung. Er hatte nicht nur alle Kosten zu tragen, die fast sein ganzes Vermögen verschlangen, sondern auch noch eine lange Gefängnißstrafe zu verbüßen.

Die Landesverweisung, auf welche ursprünglich das Urtheil lautete, ward ihm aus Gnade erlassen, wie man ihm auch kein Hinderniß zu fernerer Ernährung, die er sich etwa wählen möchte, in den Weg legte.

Mit Kenntnissen mancherlei Art ausgerüstet und mit entschiedenem advocatorischen Talent begabt, suchte Magister Gift sich nunmehr unter dem Landvolke Clienten zu verschaffen. Dies gelang ihm ohne Schwierigkeit. Sein Ruf als gelehrter, schlauer und energischer Mann trug eben so viel dazu bei, als die Furcht, die man vor ihm hatte. Es war leicht anzunehmen, daß ein Mann, der sich nicht scheute, den eigenen Landesherrn bei dem Reichskammergericht zu verklagen, mit geringen Leuten ohne Weiteres Streit anfangen werde, wenn sie sich ihm und seinem Willen widersetzten. Gesucht von den Landbewohnern ward der überall ungern gesehene Mann freilich nicht, wem er sich aber als juristischer Rathgeber aufdrängte, der besaß nicht den Muth, ihn abzuweisen. So wurde denn Magister Gift ein sogenannter deutscher oder Winkeladvocat. Dies an sich eigentlich nur geduldete Gewerbe nährte ihn gut. Die Landleute bezahlten, was er für seine Bemühungen forderte; er hatte fast allerwärts offenen Tisch, und wäre er zufrieden und weniger rechthaberisch gewesen, so würde der seines Amtes entsetzte Mann jetzt ein viel ruhigeres und angenehmeres Leben haben führen können als früher.

Ruhe aber langweilte Magister Gift. Er mußte immer etwas zu streiten haben, wenn er sich gemüthlich in seiner

eigenen Haut fühlen sollte. Wie es Menschen gibt, die ohne Aerger gar nicht zu leben vermögen und deshalb immer etwas auffinden, das ihnen als Anstoß zum Aerger dienen kann, so war für Magister Gift ein recht hitziger Rechtsstreit eine wahre Erquickung.

Der Handel, den er nebenbei trieb, ohne jedoch Neigung dafür zu haben, warf nur geringen Gewinn ab; er gab ihn aber nicht auf, weil er eine erlaubte Beschäftigung war, und es doch so aussehen sollte, als friste er sich mit demselben das Leben, er erwerbe durch ihn für sich und seine Familie den Unterhalt.

Magister Gift hatte nur einen bereits zum Jüngling erwachsenen Sohn. Mehrere andere Kinder waren ihm frühzeitig gestorben. Auch seine Gattin ruhte längst schon in kühler Erde. Es ging das Gerücht, der heftige und herzlose Mann habe sie schlecht behandelt, und der Gram darüber habe sie frühzeitig getödtet. Beweisen ließen sich diese Behauptungen nicht, es sprachen aber viele Wahrscheinlichkeitsgründe dafür, denn der ganze Charakter des streitsüchtigen Mannes war nicht für Zärtlichkeit und sanftmüthige, liebevolle Begegnung angelegt.

Seit der Erwerbung des Grundstückes, das diesen eigenthümlichen Mann zum Nachbar Samuel's und des Müllers Jonas machte, hatte eine Haushälterin sein Haus bezogen, die jung und hübsch war, sich aber selten vor den Leuten sehen ließ. Man bemerkte nur, daß sie emsig im Hause arbeitete, viel und laut commandirte, wenn sie eine Frau zu Hülfe nahm, im Uebrigen aber that,

als existire Alles um sie her gar nicht. Der Magister, der selten im Hause verweilte, ließ sie gewähren, und dessen Sohn Amandus hatte genug mit dem Handel und nebenbei mit Schreibereien für den Vater zu thun, als daß er sich um die Wirthschafterin und deren Wirkungskreis hätte bekümmern können.

So waren die Verhältnisse des Mannes beschaffen, den ein unerwünschter Zufall zum Nachbar des Müllers und zum Mitbesitzer der unveräußerlichen Wechseleiche machte.

Unterwegs gingen dem Magister allerhand Pläne durch den Kopf. Die Klausel mit dem Baume war gar nicht nach seinem Sinne. Sie mußte geändert werden, mochte es auch noch so viele Mühe kosten. Selbst eine Beugung des Rechtes schreckte den entschlossenen Mann nicht zurück. Man mußte irgend etwas erfinden, irgend eine List erdenken, um, falls der Müller nicht durch Ueberredung zu übervortheilen war, einen Prozeß mit ihm zu beginnen, der mit Umschlagung oder gänzlicher Abtretung des Baumes endigte.

Amandus begegnete den vom Denken und Gehen erhitzten Vater unter der Thür. Es war ein hübscher blühender Bursche, und wie der Vater ihn jetzt mit Wohlgefallen betrachtete, erleuchtete ein glücklicher Gedanke seine Seele.

„Das ist der beste Ausweg!“ rief er sich triumphirend zu, winkte dem Sohne, ihm zu folgen, und begann ihn sogleich zu instruiren. Ehrlich aber ging der berech-

nende Mann dabei nicht zu Werke. Die Klugheit allein, nicht das Herz, weniger vielleicht noch das Seelenheil und wahre Wohl des einzigen Kindes waren die Triebfedern seines Handelns.

„Hast du den Müller schon gesehen, Amandus?" fragte er glänzenden Auges und mit freudestrahlender Stirn den Jüngling. „Den mußt du sehen, nächster Tage schon; denn es ist ein Mann, wie es deren wenig gibt. Ich bin ganz entzückt von ihm. Er besitzt ein so feines nobles Rechtsgefühl, denkt so klar, ist so einfach, so offen, so leutselig — kurz es ist ein Mann, den ich mit Vergnügen Freund nennen werde, wenn wir erst nur ein wenig genauer mit einander bekannt geworden sind."

Amandus, schon gewohnt, dem Vater in allen Dingen zu gehorchen, versprach seine Weisung zu folgen; nur erlaubte er sich zu äußern, daß der Müller ihm schwerlich so gut gefallen werde, da er schon ein Mann in den Jahren sei.

„Thut gar nichts zur Sache, mein Sohn", erwiderte der Vater. „Du sollst ihn nicht dutzen, sondern nur achten lernen. Uebrigens denk' ich", setzte er mit schalkhaftem Lächeln hinzu, „findest du im Mühlhause auch passende Gesellschaft. Ich habe, wenn ich nicht irre, einen allerliebsten blonden Lockenkopf aus der Küche gucken sehen, mit dem ich wohl selber, trotz meiner fast sechszig Jahre, noch ein freundliches Zwiegespräch halten möchte. Wenn dieser Lockenkopf eine Tochter des wackern Müllers ist, so hat der Mann wirklich zu viel Glück. Bei seinen Ver-

mögensumständen werden dem Mädchen die annehmbarsten Freier nicht fehlen.“

Ohne eine Antwort des Sohnes abzuwarten, richtete der Magister hierauf mehrere Fragen an diesen, ließ sich die Bücher und was ihm sonst gerade wichtig schien, vorlegen, und verschloß sich dann, wie er immer that, wenn er zu Hause blieb, in sein Zimmer, damit er völlig ungestört denken und arbeiten oder über Zukunftsplänen brüten konnte.

3.

Samuel's Hof lag kaum hundert Schritte von dem Hause des streitsüchtigen Magisters entfernt. Ein breiter Fahrweg nur schied die beiden Grundstücke, und man konnte bei dem Rufe, in welchem Magister Gift stand, dem Bauer es nicht verargen, daß dieser neue Nachbar ihm wenig behagte.

Samuel zog eben seinen Sonntagsrock an, um über Land zu gehen und rückständige Schulden einzukassiren, als das laute Gebell des Hofhundes ihm die Ankunft eines Fremden verkündigte. Er ließ den runden Hut von grobem schwarzen Filz, nach dem er schon die Hand ausgestreckt hatte, hängen und horchte, denn der Hund beruhigte sich sehr bald wieder. Eine halblaute Stimme nannte seinen Namen, dann ward die Thür aufgestoßen und hereinfegte

mit aufklappenden Rockschößen, die ein ganzes Geschwader summender Fliegen aufscheuchten, der gefährliche Nachbar.

„Grüß' Gott, Nachbar", sprach der Magister im freundlichsten Tone, trat rasch auf den Bauer zu und nahm sich dessen Rechte, um sie tüchtig zu schütteln.

„Ich bin immer ein Mann von Wort, müssen Sie wissen — er redete aus Grundsatz alle Leute gegen den volksthümlichen Gebrauch mit Sie an — und so pünktlich in allen Dingen, daß es zuweilen störend werden kann. Aber das hilft nichts, Nachbar Samuel. Pünktlichkeit macht das Leben leicht, steuert jeder Verwirrung und ist die Mutter des Friedens. Soll's schon wieder auf den Handel gehen?"

Magister Gift hatte sich während dieser schnell hingeworfenen Worte unaufgefordert auf einen der steiflehnigen alten Stühle gesetzt, hing seinen dreieckigen Hut auf das spitze Knie seines linken Beines und sah den Bauer so verzweifelt pfiffig an, daß dieser beinahe seine Fassung verlor. Mit Ignorirung der letzten Frage machte Samuel gute Miene zum bösen Spiel, hieß den sehr ungelegenen Besuch so freundlich wie möglich willkommen, vermied aber mit Absicht die Anknüpfung eines Gesprächs. Das genirte jedoch den Magister in keiner Weise, der sehr genau wußte, was er wollte.

„Als Nachbarn ist es recht und billig für uns, daß wir auf freundschaftlichem Fuße mit einander leben", fuhr er fort. „Ich stehe immer zu Diensten mit Rath und That, und ich denk', ich kann es, da ich Mancherlei gelernt habe

und durch bittere Erfahrungen klug geworden bin. Fragen Sie mich also, lieber Freund, so oft Sie wollen, und haben Sie Streit mit Jemand, mit meiner Hülfe sollen Sie auch den schlimmsten durchführen. Nicht wahr, das wäre abgemacht?"

Magister Gift streckte dem zaudernden Bauer die Hand so zudringlich entgegen, daß dieser, wollte er nicht sehr unhöflich sein, unbedingt einschlagen mußte. Er that es mit Widerstreben, aber er that es. Den verzweifelten Blick und den halblauten Seufzer, der Samuel dabei entschlüpfte, merkte der Magister nicht. „Gute Nachbarn sollen und müssen sich überall helfen", fuhr er fort, des niedergeschlagenen Wesens nicht achtend, das dem Bauer unverkennbar aufgedrückt war. „Von Ihnen ist mir nur Gutes zu Ohren gekommen, und das freut mich, und läßt mich meinen Glücksstern preisen, der mir gerade Sie zum Nachbar gegeben hat. Um nun zu erfahren, ob Sie auch mir in freundnachbarlicher Weise entgegen zu kommen gewillt sind, trete ich offen und gerade, wie ich bin, rückhaltslos gleich heute mit einer Bitte vor Sie. Mein Haus ist gut, d. h. der Boden, auf dem es steht, und die dazu gehörigen Ländereien desgleichen, als Wohnung jedoch läßt es gar Manches zu wünschen übrig. Das alte Geniste ist nicht warm; man muß einen Bau vornehmen. Dazu gehört aber eine Hand voll Geld, und meine Hand ist im Augenblicke eher leer als voll. Da dachte ich nun: Nachbar Samuel, der schon manchem redlichen Manne, auch wenn er nicht besondere Sicherheit geben konnte, geholfen

hat, könne mir wohl mit einem hundert Thälerchen aushelfen. Knapp sind Sie nicht, das weiß ich, es käme also blos auf den guten Willen an, und der wird Ihnen nicht fehlen. Ich habe mich die Mühe nicht verdrießen lassen, gleich ein vor jedem Gericht gültiges Papier darüber auszufertigen. Sie geben mir das Sümmchen als erste und einzige Hypothek, und in zwei Jahren haben Sie's zu Heller und Pfennig wieder. Da — lesen Sie das Ding einmal durch!"

Magister Gift nöthigte mit diesen Wortem dem überrumpelten Bauer das von ihm selbst unter Beobachtung aller Rechtsformalitäten entworfene Document eben so energisch auf, wie er ihm vorher die Hand aufgedrungen hatte. Sein Lächeln blieb dabei dasselbe, die Stimme aber klang jetzt ganz anders, und das kalt funkelnde Auge ruhte so gebieterisch auf Samuel, daß es bezaubernd und lähmend wirkte, wie es der Sage nach der Blick der Klapperschlange thun soll.

Samuel entfaltete das Papier. Es enthielt eine hypothekarische Obligation über ein Capital von hundert Thalern zu landesüblichen Zinsen, die, um in Kraft zu treten, nur noch unterzeichnet zu werden brauchte. Selbst das Datum stand schon darauf, und daneben hatte der Magister sein Siegel gedrückt.

Dem Bauer ward angst und bange bei Durchlesung dieser Schrift. Er faltete sie langsam zusammen und reichte sie dem Magister wieder hin.

„Alles in Ordnung, denk' ich", sprach dieser in einem Tone, der jede Ausrede im Voraus abschlug.

„Gegen das Document ist nichts einzuwenden, Herr Magister", versetzte jetzt endlich Samuel, „allein —"

„Was!"

„Ich bin nicht bei Kasse!"

„O Sie Schalk!" lachte der Magister. „Ich wette, Sie wissen nicht, wo Sie mit dem Gelde bleiben sollen, das Sie gestern von Jonas eingestrichen haben."

„Ist Alles schon bestimmt, Herr Magister!"

„Wirklich, Herr Nachbar? Ist's Ihr voller Ernst? Dann bedaure ich, daß ich mir diese Mühe gemacht und Sie in liebevoller Weise begrüßt habe."

Magister Gift stand auf, ohne jedoch die ausgefertigte Verschreibung, die auf dem Tische lag, zu sich zu stecken. „Eine Hand wäscht die andere, Herr Nachbar", fuhr er fort, „und wie's in den Wald hinein schallt, so schallt's wieder heraus. Wollen Sie unfreundlich sein, so kann ich's auch, Samuel! Ich mache Sie deshalb darauf aufmerksam, daß Sie mir binnen hier und drei Tagen den Zaun wieder herstellen lassen, der letzthin beim Umwerfen des Getreidewagens in Grund und Boden zerbrochen worden ist. Ich werfe Ihnen sonst den allerschönsten Prozeß an den Hals, denn ich habe das Recht dazu. Ich hätte aber von der ganzen Sache gar nicht gesprochen, wenn Sie ein klein wenig freundlicher sich gegen mich gezeigt hätten. Adieu!"

Der Magister knöpfte seinen langen Rock zu und wandte

sich wirklich zum Gehen. Das Document lag noch auf dem Tische. Da rief der Bauer ihm nach:

„Auf ein Wort noch!"

„Was beliebt?"

„Sind Sie wirklich in Verlegenheit?"

„Gott bewahre! Bauen will ich, und zwar gleich, damit ich im Winter nicht erfrieren oder einheizen muß, daß mir die Augen übergehen. Ich brauche halb so viel für Feuerung, als der ganze Bau mich kostet, und wenn Jemand aus bloßem Eigensinn oder Geiz sich weigert, mir gegen reelle Zinsen die paar Thaler zu leihen, die ich bedarf, so könnte ich gegen einen solchen Eigensinn eine Schädenklage anstellen, wenn ich streitsüchtig wäre. Behalten Sie Ihr Geld und bezahlen Sie den Zaun! Wenn wir aber nicht die allerbesten Nachbarn bleiben, so wissen Sie jetzt wer daran Schuld ist!"

Der Bauer schüttelte den Kopf.

„Wie Sie doch gleich hitzig werden, Herr Magister!" erwiderte er. „Bleiben Sie sitzen, wir wollen uns erst verständigen. Geld wirft man nicht weg, wie Spreu; dazu ist's zu kostbar. — Ich hab' die hundert Thaler, o ja, aber die Zeit paßt mir nicht. Wenn Sie das Sümmchen auf ein Jahr wollten und sich verpflichteten, es nicht länger zu beanspruchen, so möchte ich Ihnen gern dienen, obwohl ich's selber brauchen könnte."

„Heißt das: ich soll das Papier hier zurücknehmen und ein anderes Document ausfertigen, auf nur ein Jahr lautend?"

Samuel legte seine Hand auf's Herz.

„Was thut man icht um eine gute Nachbarschaft", versetzte er, sich zu einem Lächeln zwingend. „Kommen Sie heute Abend wieder, um das Geld in Empfang zu nehmen. Uns soll die Sache nicht entzweien, Herr Magister, und andere Leute brauchen nichts davon zu erfahren, nicht wahr?"

„Ich bin stumm, wie das Grab", betheuerte der Magister, einen Blick in des Bauers Auge senkend, der diesen eher erschreckte als beruhigte. Dann steckte er das Document ein, schüttelte ihm die Hand und fuhr zur Thür hinaus.

Samuel seufzte, als hätte ihn ein schweres Unglück betroffen. Er ging nicht aus, sondern öffnete seine Geldkiste und zählte hundert Thaler ab. Als es dunkelte, fuhr der Magister wieder in das Wohnzimmer des Bauers, um das neu ausgefertigte und bereits völlig vollzogene Document ihm zu behändigen.

„Richtig?" fragte er, als Samuel es durchlesen hatte.

„Richtig! Jetzt zählen Sie das Geld nach."

Der Magister that dies bedächtig und zwar zweimal hinter einander. Drei Thaler ließ er klingen, da ihm das Aussehen derselben nicht gefiel; sie waren aber gut.

„Auch richtig", sprach er, die Summe in seine Brusttasche versenkend.

„Guten Abend, Samuel! Ich denke wir bleiben von jetzt an bis an unser Ende stets gute und getreue Nachbarn."

4.

Der Bauer hielt sich selbst Wort. Niemand erfuhr etwas von der gewissermaßen erzwungenen Anleihe, die Magister Gift in so eigenthümlicher Weise bei ihm gemacht hatte. Verloren hielt Samuel das Geld nicht, denn das von dem Magister erkaufte Grundstück war, mit alleiniger Ausnahme des etwas verfallenen Hauses, gut erhalten, nur die Manier des neuen Nachbars, sich Geld zu verschaffen, mißfiel ihm und machte ihn besorgt, es könne eines schönen Morgens der zudringliche Mann noch einmal in gleicher Angelegenheit zu ihm kommen. Auch konnte man ja nicht wissen, ob nicht schon Andere vor ihm in ähnlicher Weise von dem Magister um Geld angesprochen worden waren. Behutsam forschte er seinen Freund, den Müller, aus, dieser aber hatte seit der ersten Begegnung den fremden Ansiedler in der Gemeinde nicht wieder gesehen.

Es vergingen nun einige Wochen, ohne daß irgend Jemand von dem Magister sprach. Der Wechseleiche ward nicht mehr gedacht. Sie stand unangerührt auf dem Grenzraine, mit ihrer prächtigen Laubkrone jedem Unwetter trotzend. —

Inzwischen machte der Magister doch fortwährend von sich reden. Er war in der That der eifrigste Winkeladvocat, den es gab, hatte immer zu thun, kam selten von der Straße, und ließ sich an jedem Gerichtstage als

Vermittler oder Anbringer einer Streitsache auf dem Rathhause der nahen Stadt sehen.

Hatten nun die Männer des Ortes ein scharfes Auge auf den Magister und sein Treiben, so war für die Frauen vorzugsweise dessen Haushälterin ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und fortdauernder Beobachtung. Josepha war jung, hübsch, von schlankem und vollem Wuchs. Ihren etwas bräunlichen Teint, den ein sonniger Anhauch gleichsam verklärte, fanden die Meisten unschön, obwohl er es eigentlich nicht war. Von altczechischer Abstammung, früh verwaist und mittellos, hatte Josepha schon als halbes Kind ihr Brod bei fremden Leuten verdienen müssen. Jetzt mochte das Mädchen einige zwanzig Jahre zählen, und Kenner ächter Frauenschönheit würden sie wahrscheinlich bewundert haben.

Josepha erregte das meiste Aufsehen durch ihre Zurückhaltung. Einige wollten darin Schüchternheit erblicken, Andere hielten es für ungemessenen Stolz. Josepha war aber aus einem ganz andern Grunde so still und zurückhaltend. Sie war strenggläubige Katholikin und lebte unter lauter Protestanten, die aus ihrer Abneigung gegen den Katholicismus kein Hehl machten. Ihr religiöses Gefühl litt darunter und sie wußte nicht recht, wie sie auf freundlichem Fuße mit so unduldsamen Menschen würde leben können. Um dies für sie harte Loos zu ertragen, besuchte sie schon in der ersten Woche ihres Aufenthaltes in der Gemeinde ihren Beichtvater. Sie kehrte erleichterter zurück, und wenn sie auch immer ziemlich einsylbig blieb

und keinen eigentlichen Umgang mit Frauen oder Mädchen hatte, sah man sie jetzt doch öfters als sonst außer dem Hause.

Eine für alle Eingeborenen der Ortsgemeinde merkwürdige Person ward indeß Josepha erst durch ihren sonntäglichen Kirchenbesuch. Wunderte man sich schon, daß sie, die strenggläubige Katholikin, überhaupt eine protestantische Kirche betrat, so mußte die Art, wie sie dies that, noch weit mehr auffallen. Sie erschien nämlich stets in Begleitung ihres Brodherrn. Gewöhnlich führte sogar der Magister seine Haushälterin, und betrat mit ihr entweder den nämlichen Stand oder pflanzte sich kerzengerade vor demselben, just der Kanzel gegenüber, auf. Hier sah er dem Prediger unverwandt in's Gesicht, als wolle er ihm die Worte aus dem Munde zaubern, oder was Mehrere behaupteten, ihn aus der Fassung bringen. Letzteres war nicht ganz unwahrscheinlich, denn der versteckte Charakter des Magisters, der ja überall Streit anfing und doch es nie vergessen konnte, daß er dieser unangenehmen Eigenschaft wegen sein Amt verloren hatte, machte eine solche Art der Rache an glücklicheren Collegen wenigstens erklärlich.

Die übrigen Kirchengänger wurden durch den Besuch des Magisters und Josepha's in ihrer Andacht gestört. Am allermeisten aber ärgerte sich Minna, die Tochter des wohlhabenden Müllers, über den Kirchenbesuch der beiden fremden Zuwanderer. Sie war die unmittelbare Nachbarin Josepha's, und mußte nun zu ihrem Entsetzen mit

ansehen, wie die fromme Katholikin sich bekreuzte und mitten in einer Versammlung protestantischer Christen einen Gottesdienst auf eigene Hand abhielt, der dem eben erst der Schule entwachsenen Mädchen wenig besser vorkam als heidnischer Götzendienst. Sonst war Josepha sehr freundlich gegen ihre jugendliche Nachbarin. Sie grüßte sie immer mit lieblichem Lächeln, das ihr bräunliches Gesicht merkwürdig angenehm verklärte. Auch sah sie gern in das Gesangbuch Minna's und fiel sogar häufig mit klangvoller Stimme in die Melodie des Liedes mit ein.

Minna fühlte sich trotz dieser Feundlichkeit unbehaglich, beunruhigt aber ward sie vollends durch das Benehmen des Magisters. Wie dieser nämlich während der Predigt sein Auge nicht von dem Pastor abwendete, so fixirte er vorher, so lange der Gesang dauerte, immer nur Minna. Es kam der Müllerstochter dabei vor, als zucke stets ein höhnisches Lächeln um den Mund des von Allen gefürchteten Mannes. Dadurch ward sie so verwirrt, daß sie kaum hörte, was der Prediger sagte, und regelmäßig in großer Aufregung das Vaterhaus wieder betrat.

Dem Müller konnte diese Veränderung seiner Tochter, die allemal in der Kirche vorging, nicht verborgen bleiben. Er vermuthete eine aufkeimende Neigung, gegen welche der Wille des schüchternen Kindes sich noch halb und halb sträubte, und um Unheil zu verhüten, nahm er sie eines Tages, wo sie ihm unruhiger denn je erschien, in's Gebet.

Minna begann schon bei den ersten Worten des Vaters

zu weinen. Dann fiel sie ihm um den Hals und klagte ihm, wie entsetzlich der hämische Magister sie durch seine stechenden Blicke an jedem Sonntage quäle.

Jonas erschrak über dieses Geständniß und sein Blut gerieth in Wallung.

„Gib dich zufrieden, Kind", sprach er beruhigend, „den Satanskerl will ich dir bald vom Halse schaffen."

Er hörte weiter auf kein Zureden der ängstlichen Tochter, zog den schon abgelegten Sonntagsrock wieder an und ging spornstreichs zu Magister Gift.

Dieser saß wie immer hinter verschlossener Thür in seinem Zimmer. Josepha empfing den Müller freundlich-ernst, sagte, daß sie ihren Herrn gleich benachrichtigen wolle, und geleitete ein paar Sekunden später den Gast bis an das Arbeitszimmer desselben.

Mit ausgestreckten Händen schritt der gefürchtete und jedenfalls gefährliche Mann dem Müller entgegen.

„Seien Sie mir herzlich gegrüßt, werther Herr Nachbar", redete er ihn an. „Ich bin ganz glücklich, daß ich Sie endlich in meinen vier Pfählen sehe. Josepha! Bring' Wein und Gebäck. Wir müssen nothwendig auf fernere gute Nachbarschaft anstoßen und zusammen ein Gläschen leeren. Gott Lob, daß wir's können und dürfen! Sie wissen ja, Luther war ein großer Reformator, aber auch ein erzgescheidter, höchst vernünftiger Lebemann!

Wer nicht liebt Weiber, Wein, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang!"

Jonas ließ den Magister ruhig aussprechen. Josepha hatte inzwischen das Verlangte gebracht. Als nun aber der Magister die Gläser füllen wollte, hielt ihm der Müller die Hand und sagte sehr bestimmt:

„Für mich nicht, Herr Magister! Ich trinke keinen Wein, und außerdem komme ich auch nicht Essens und Trinkens halber. Was Sie soeben von dem Kernspruche des Kernmannes Dr. Luther gesagt haben, dem wir Alle so viel Dank schuldig sind, unterschreibe ich gern, indeß halte ich es nicht für nöthig, daß man gar zu oft und überall die Lehre gerade wörtlich befolgt. Alles hat seine Zeit, Herr Magister, und wenn man zum Beispiele in der Kirche ist, so denk' ich, geht man in's Heiligthum des Herrn des Betens und Singens wegen, und um eine moralische Rede fein andächtig mit anzuhören, nicht aber, um Weiber und halbe Kinder, die durch Gottes gnädige Fügung dereinst ehrbare Weiber werden sollen, verwirrend anzugucken. Ich bin gewillt, gute Nachbarschaft zu halten in allen Dingen, und weil ich das will, so erklär' ich Ihnen mit trockenen Worten — denn ich bin ein gerader Bauer — daß mein Mädel sich beklagt hat über die Blicke eines Mannes, der vordem auch auf der Kanzel stand und seinen Zuhörern gar rare Dinge vom Worte Gottes zu erzählen wußte. Nichts für ungut, mein lieber Herr Magister!"

Während dieser Rede des Müllers wechselte das Gesicht des Magisters die Farbe wie ein Chamäleon, im Uebrigen behielt er seine ruhige Haltung bei. Er schenkte sogar ein Glas Wein ein und schlürfte ihn mit prüfender

Zunge. Als Jonas schwieg, setzte er das Glas vor sich hin, goß es nochmals voll und erwiderte:

„Also den Krieg zu erklären, kommen Sie zu mir, Meister? Ei, das ist gar nicht fein von Ihnen, und würde Sie reuen, wenn ich nicht ein so nachsichtiger Mensch wäre! Ihr liebes Töchterchen hat freilich die Wahrheit gesagt, der kleine Schalk! Angesehen habe ich sie oft und lange und mit wachsendem Vergnügen. Ich will sie auch lieben, wie sie's verdient, verliebt aber bin ich nicht. Ich zähle nahezu sechszig Jahre, und es wäre doch wohl ein arger Schwabenstreich, wollte ich mich in solchem Alter noch einmal in ein Mädchengesicht vergaffen! Nein, Meister, das geschieht nicht. Sie pirschen auf auf falscher Fährte, und damit Sie das bei Zeiten aufgeben, und weil Sie mit Ihrem beleidigenden Verdachte mir so plump in's Haus fallen, zwingen Sie mich zu ganz ähnlichem Thun. Mein Sohn mag Ihre Tochter leiden, er liebt sie, ja er ist schon bis über die Ohren und ganz unheilbar in sie verliebt. Das hat mich veranlaßt, das liebe Kind so scharf zu beobachten. Entzückt, sag' ich Ihnen, bin ich von ihrem köstlichen Benehmen gewesen, und keine Andere, als Ihre Minna, soll meine Schwiegertochter werden. Nun machen Sie aber keine Faxen mehr. Da, nehmen Sie das Glas zur Hand, stoßen Sie an und lassen Sie die beiden jungen Leute leben, die hoffentlich nach wenigen Wochen schon Verlobte sein werden."

Der Müller ward von dieser mit solcher Zuversicht gemachten Eröffnung in eine Statue verwandelt, der Aufforderung des Magisters aber folgte er nicht. Nach einer

Pause stand er auf, sah Magister Gift scharf an und sagte, wieder nach seinem Hut greifend:

„Sie entschuldigen meine Verwunderung. Ein solcher Antrag — denn dafür nehme ich Ihre Worte — muß mich überraschen. Ich gebe Ihnen keine Antwort darauf, weil ich gewohnt bin, nur nach reiflicher Ueberlegung zu handeln. Uebrigens erlaube ich mir zu bemerken, daß, wollen zwei Leute einander heirathen, diese doch erst mit einander über die Sache sprechen müssen. Und ferner erkläre ich, daß mein Kind mit meinem Willen vor Ablauf dreier Jahre an keinen Freier, viel weniger an einen Mann denken soll. Guten Morgen!“

Das voll geschenkte Weinglas blieb unberührt; dem Rufe, zu bleiben, gab der bestürzte Müller keine Folge. Er ging ohne Gruß und Handschlag. Der Magister sah Jonas giftig nach. Er summte vor sich hin, nippte an seinem Wein, öffnete nachher bedächtig die nach dem Wohngemach führende Thür und rief Josepha.

Die Haushälterin trat ein.

„Auf dein Wohl und deine Schönheit!“ sagte er heiter, das unberührte Glas dem Mädchen reichend. „Deine Lippen werden noch einmal so roth glühen, wenn dieser Wein sie benetzt hat. Wohl zu bekommen! Und das muß ich sagen, Josepha, die Religion, welcher du angehörst, hat ein Dogma, dessen Tiefsinn die Reformatoren in ihrem ascetischen Eifer gar nicht verstanden haben, so wenig wie sie die menschliche Natur verstanden. Ein Gott kennt nichts Herrlicheres, als die Vergebung. Die Kirche soll Gott

auf Erden vertreten, darum ziemt es ihr, immer und unter allen Umständen Ablaß ertheilend, große und kleine Fehler zu vergeben. So erscheinst du mir immer als Magdalena in doppelter Gestalt — jetzt fehlend als sündigende Magd, und dann eine Heilige geworden durch die Freisprechung der Kirche! Bleibe bis an mein Ende, was du mir bisher gewesen bist! Nun aber geh' und lasse das Mittagessen nicht verderben."

Der Magister küßte die bräunliche Stirne Josepha's, die diesen Kuß erröthend duldete und, das noch volle Glas in der Hand, sich schnell entfernte.

5.

Jonas kam in großer Aufregung nach Hause. Er wußte nicht, was ihn mehr erbitterte, die Zumuthung des Magisters, seinem Sohne, den er nur von Ansehen kannte, die einzige Tochter zum Weibe zu geben, oder die nonchalante Manier, womit er sich ihm ohne Weiteres als Schwiegervater aufzudrängen suchte.

Gegen Minna äußerte der Müller über das Vorgefallene kein Wort. Er würde das Mädchen, das sicherlich noch nie an's Heirathen gedacht hatte, nur beunruhigt haben, wäre er offen gegen sie gewesen. Daß übrigens der Vater nicht in der besten Stimmung von dem Magister geschieden sei, entging der Tochter nicht.

„Es ist in Ordnung gebracht“, sagte Jonas zu dem Kinde. „Ich habe dem abgesetzten Pfarr meine Meinung verständlich gesagt; er weiß jetzt, was ich von ihm halte. Damit er aber dich nicht wieder in Verlegenheit setzen kann, gehst du nächsten Sonntag auf den von der Großmutter her verpachteten Kirchstand. Die Krämersfrau kann den besser gelegenen einnehmen. Sie wird mit dem Tausche zufrieden sein. An der halbblinden alten Perrücke wird der malitiöse Narr sich die Augen nicht verbrennen.“

Die Geschichte quälte und beunruhigte indeß den Müller mehr, als er sich selbst gestehen wollte. Er fühlte das Bedürfniß, sich auszusprechen und kleidete sich deshalb nach dem Nachmittagsgottesdienste an, um mit der Tochter einen seiner vertrauteren Bekannten im Orte zu besuchen.

Minna holte eben ihren schönsten Spencer hervor, als Bauer Samuel, der seit dem abgeschlossenen Handel den Müller nicht wieder besucht hatte, in's Zimmer trat. Dieser Mann kam Jonas gerade zu paß. Er begrüßte ihn auf's Freundlichste und blieb, obwohl Samuel wieder fortgehen wollte, gern daheim, was er diesem auch erklärte.

„Ich wollt' blos nicht den ganzen lieben Abend allein sitzen“, sprach er, „denn ich habe mich eigentlich erbost. Wenn ich dann mein Herz nicht erleichtern kann, bin ich Tags darauf immer krank.“ Und nun erzählte er, was ihm begegnet war, und mit welch frecher Zudringlichkeit der hergelaufene Magister gewissermaßen im Sturme ihm die Tochter für seinen Sohn habe abschwatzen wollen.

„Das fehlte noch", rief er am Schlusse seiner Mittheilung aus, „daß ich verwandt würde mit dem entsetzlichen Menschen! Wenn man ihn herumfahnzen sieht mit seinem Dreikrücker und seinem Stecken, kann einem ja ein Graus ankommen! Ein gescheidter Mensch, der alle fünf Sinne beisammen hat, und nichts Schlimmes im Schilde führt, läuft nicht mit solchen Blitzaugen durch Feld und Busch. Das thut blos Einer, dessen Gewissen einen Riß gekriegt hat! Letzthin fuhr er unten am Drachenberge aus dem Erlicht an mir vorbei wie ein Erdgespenst, daß ich mich ordentlich erschrak. Er sah mich nicht, und das war mir lieb; denn wer weiß, ob er dann nicht über mich Gewalt bekommen hätte. Du weißt, in der Gegend ist's mein' Tage nicht geheuer gewesen. Was hat er denn zu suchen an solchen Stellen, wenn's nicht 'was Schlechtes ist? In den Büschen geht der Teufel mit Höllengeschmeide hausiren von ewigen Zeiten her, und wer sich dort in's Gesträuch verkriecht, der hat auf die eine oder die andere Weise noch immer mit dem Schwarzen zu thun gehabt. Und solchem Kerl sollte ich mein Haus öffnen für alle Zeit? Gott behüte! Ich bin gut dafür, daß, wenn ich's thäte, der Teufel selber schon in der ersten Woche als Mühlscheer sich bei mir einstellte und vom fünften Gange Besitz nähme. Das gäb' 'was Rares! Alle Mahlgäste blieben mir aus; meine schöne Mühle käm' in Verruf, und wollt' ich nicht verhungern, müßt' ich wohl übel und böse zuletzt dem Satan selber die Klaue verschneiden!"

Der Müller ward ganz warm, während er sprach.

Samuel hörte ihm aufmerksam zu. Jetzt reichte er ihm die Hand und versetzte:

„Hast recht in allen Dingen, aber tröste dich. Du bist besser gefahren, wie ich, wenn auch der Herr Magister jetzt einen bösen Zahn auf dich haben wird. Mich hat er viel toller überrumpelt, und ich war dumm genug, mich von ihm beschwatzen zu lassen. Mein Geld ist fort — dafür baut er sich jetzt die Prachtstube aus — du aber hast dein Mädel behalten.“

Jonas erfuhr nun die näheren Umstände, unter welchen der resolute Magister das Geld von dem Bauer erpreßt hatte.

„Es ist mir nur lieb, daß ich eine gültige Obligation in der Tasche habe“, schloß Samuel seine Mittheilung. „Entlaufen kann er mir nicht; auch will ich wacker aufpassen. Kann's irgend angehen, so will ich wenigstens so lange gute Nachbarschaft mit ihm halten, bis ich wieder zu dem Meinigen gekommen bin.“

Der Müller billigte dies Vorhaben des Bauers, und beide Männer besprachen sich noch lange, wie sie sich zu verhalten hätten, um jede Collision mit dem offenbar Streit suchenden Manne so viel wie möglich zu vermeiden.

6.

In der Gemeinde blieb die Vertauschung des Kirchenstandes, welche der Müller angeordnet hatte, nicht unbemerkt. Außer dem widerwärtigen Magister hatte auch mancher Andere noch ein Auge auf das junge Mädchen, dem eines Tages die einträgliche Mühle nebst einem schönen Vermögen zufallen mußte. Gift selbst that, als wisse er gar nichts davon; wer ihn aber scharf beobachtete, konnte wohl bemerken, daß ein häßlich spöttischer Zug seinem ohnehin nicht angenehm geformten Munde ein recht abschreckendes Ansehen gab.

Den Müller ließ er jetzt in Ruhe. Beide Männer begegneten sich wochenlang nicht, und es sah ganz so aus, als mieden sie sich geflissentlich.

Inzwischen war es Herbst geworden. Oft fiel des Nachts starker Reif und der Saum des nahen Gebirges zeigte sich in silberweißem Schneegewande. In der Mühle gab es mehr wie sonst zu thun. Alle fünf Gänge arbeiteten Tag und Nacht, und Jonas war seiner selbst wegen und zu besserer Führung des lebhaften Geschäftes genöthigt, noch einen Gehilfen anzunehmen. Die Bauern versorgten sich für den Winter mit Mehl; auch die geringeren Leute, die keinen Feldbesitz aufzuweisen hatten, waren bemüht, das wenige Korn, namentlich aber Weizen, den sie sich beim Ausdrasch verdienten, in Mehl zu verwandeln.

Es ist nichts Ungewöhnliches, daß Landbewohner das

Mahlen ihres Getreides selbst besorgen. Sie brauchen dann dem Müller weniger für Benutzung des Ganges abzugeben, nur müssen sie auch das Aufschütten des Getreides selbst übernehmen, Im Spätherbst nun stellten sich nun solche Mahlgäste bei Jonas in großer Menge ein, und es gab dann ein recht lebendiges, munteres, ja oft sogar ein ausgelassenes Treiben die ganze lange Nacht hindurch. Einer mußte häufig auf den Andern warten, was nicht gerade immer angenehm war. Man fügte sich jedoch ohne Murren in das Unvermeidliche, da sich an der Sache selbst nichts ändern ließ, und um sich die Zeit zu vertreiben, erzählte man einander glaubhafte und abenteuerliche Geschichten. Auch die Chronique scandaleuse der ziemlich volkreichen Gemeinde blieb bei diesen nächtlichen Unterhaltungen im dröhnenden Mühlhause nicht unbesprochen.

Meister Jonas ging des Abends mehrmals ab und zu, zog sich aber in der Regel schon nach zehn Uhr ganz zurück, die Aufsicht über Mühle und Mahlgäste seinen Leuten überlassend. Des wohlhabenden Müllers Tochter Minna war nur am Tage, und auch dann kaum auf kurze Augenblicke sichtbar.

Einige Wochen vor Weihnachten meldete sich plötzlich auch Amandus Gift als Mahlgast bei dem Müller. Jonas sah den jungen Menschen, der bis jetzt sein Haus, trotz der Aufforderung seines Vaters, noch mit keinem Fuße betreten hatte, ungern; in seiner Eigenschaft als Mahlgast konnte er ihm jedoch den Besuch seines Eigen-

thums unmöglich verbieten. Die Benutzung der Mahlmühle, der einzigen im ganzen Orte, stand Jedem frei, ja, es war sogar jeder Bewohner desselben verpflichtet, sein Getreide daselbst mahlen zu lassen vermöge des Mühlzwanges, der damals noch in voller Kraft bestand. Jonas ließ sich deshalb nichts merken. Er wies den jungen Menschen an den Mühlscheer und bedeutete ihm, daß er sich streng dessen Anweisungen zu fügen habe. Damit war die sehr einsylbige Unterredung beendigt.

Amandus war ein stiller Mensch und schien auf den ersten Anblick ganz das Widerspiel seines Vaters zu sein. Er sprach fast gar nicht; nur direkte Fragen beantwortete er mit zurückhaltender Höflichkeit. Da er einige Scheffel Getreide in die Mühle brachte, so mußte er auch ein paar Nächte sich daselbst aufhalten, denn um Niemand zu nahe zu treten, ließ der Mühlscheer die verschiedenen Mahlgäste den einen für dieselben bestimmten Gang abwechselnd benützen.

Anfangs sprachen die übrigen Gäste mit dem Sohne des gefürchteten Magisters kaum ein paar Worte. Er konnte ja ein Abgeschickter seines raffinirt schlauen Vaters sein, um sie auszuholen und ihnen aus unbedachtsam hingeworfenen Aeußerungen später den kostspieligsten Prozeß einzurühren. Schon in der zweiten Nacht aber änderte sich dies. Es war gar zu langweilig, einen Menschen um sich zu haben, der gleichsam außer Verkehr stand. Auch wurden die Meisten sorgloser durch die genossenen Spirituosen, die man zu sich nahm, um den Schlaf zu verscheuchen.

Die Keckſten der Mahlgäſte luden Amandus zu gleichem Genuſſe ein und machten, als er ſich deſſen weigerte, ein paar derbe Bemerkungen, die er nicht unerwidert laſſen konnte, ohne ſich ſelbſt zu compromittiren. Die Erwiderung blieb nicht aus; ſie war ſpitz und treffend, und trug ihm lautes Beifallsgelächter ein.

Von dieſer Stunde an galt Amandus für einen umgänglichen jungen Mann, den man die unangenehmen Eigenſchaften des Vaters nicht entgelten laſſen dürfe. Aus Gefälligkeit gaben ein paar ſtämmige Tagelöhner, die mit ihrem Ausdraſch die Mühle ebenfalls beſuchten, es von jetzt an nicht mehr zu, daß Amandus beim Mahnruf des Glöckchens, welcher den Gang als geleert bezeichnet, das Aufſchütten ſeines Getreides ſelbſt beſorge. Sie nahmen ihm die ungewohnte Arbeit bereitwillig ab und wollten nicht einmal ein dankendes Wort dafür hören. Amandus ging beinahe eine volle Woche lang nach der Mühle. Oft verweilte er länger als nöthig geweſen wäre; denn da der ſehr accurrate Mühlſcheer jedem Gaſte mit ziemlicher Beſtimmtheit die Stunde bezeichnete, zu welcher der Gang für ihn frei ward, brauchte Niemand weder am Tage noch des Nachts unnütz ſeine koſtbare Zeit zu vergeuden. Es mußte aber dem Sohne des Magiſters, der nun auch geſprächig wurde, und durchaus nicht ſo ſtill von Natur war, als es ſchien, beſonders gut unter den ſcherzenden Mahlgäſten gefallen. Auf ſtundenlanges, völlig müßiges Verweilen kam es ihm wenigſtens durchaus nicht an.

Nachts, wenn Meiſter Jonas zur Ruhe gegangen war,

hielt sich Amandus meistentheils zu dem kundigen Mühlscheer. Mit ihm ging er von Gang zu Gang, ließ sich die Einrichtung des Gewerkes erklären, die Art und Weise zeigen, wie man die Mühle zu stellen habe, und was ihn sonst etwa interessirte. Auch die Grütz- und Graupenmühle im obern Stocke besichtigte er genau, nicht minder die Radkammer, in der er sich jedoch nur sehr kurze Zeit aufhielt. Die schnell umrollenden Kammräder waren doch eine gar zu gefährliche Nachbarschaft. Desto länger verweilte er in den übrigen Lokalitäten der Mühle, soweit diese überhaupt den Mahlgästen zugänglich waren.

Eingedenk der Auslassungen des Magisters, ließ Jonas dessen Sohn nie aus den Augen. Er vermuthete irgend einen schlau angelegten Plan hinter dem Besuche dieses wortkargen, höflichen und zurückhaltenden Mahlgastes, deshalb empfing auch Minna die gemessene Weisung von ihrem Vater, sich möglichst rar zu machen und das Mühlhaus am Tage gar nicht zu betreten oder doch nur in größter Eile zu durchschreiten.

Minna, ohnehin ängstlich geworden, befolgte buchstäblich den Befehl des vorsorglichen Vaters, dennoch war eine ganz zufällige Begegnung mit Amandus nicht zu vermeiden. Als nämlich Minna eines Tages in Wirthschaftsangelegenheiten aus den im obern Stock des Hauses gelegenen Vorrathskammern herabkam, begegnete ihr, ein volles Viertelmaß Weizen auf der Schulter, mitten auf der schmalen und steilen Treppe, welche zu den Gängen geleitete, der junge Amandus. Zum Ausweichen bot die

schmale Treppe keinen Raum. Einer von Beiden, entweder der von oben Herabkommende oder der von unten Hinaufsteigende mußte umkehren. Amandus trug offenbar schwer an der ihm ungewohnten Last, die ihm abzunehmen gerade kein anderer Mahlgast zugegen war. Sein Gesicht war geröthet und die Adern traten an Stirn und Schläfen stark hervor. Minna bemitleidete den Jüngling und wollte rückwärts die schnell hinabgeschrittenen Stufen wieder hinaufsteigen, das gab jedoch Amandus nicht zu. Er stotterte, offenbar überrascht, ein paar entschuldigende Worte, stieg rückwärts die sechs oder sieben Treppenstufen wieder hinunter, trat, die schwere Last der Schulter festhaltend, zur Seite, und winkte lächelnd dem Mädchen zu, die nunmehr frei gewordene Treppe zu passiren.

Minna zögerte nicht lange. Aus Mitleid schon mochte sie den unter der Last Zitternden nicht warten lassen. Flüchtigen Schrittes glitt sie über die Stufen hinab. Unten angekommen, streifte sie die Hand des Jünglings, der eine kaum merkliche Bewegung nach vorne machte, die für eine Verbeugung gelten konnte. Dabei lief das volle Viertelmaß über und eine Hand voll goldgelber Weizenkörner überschütteten das junge Mädchen, und versanken auf Brust und Nacken in die Falten des locker schließenden Mieders. Minna schrie unter der Berührung der eiskalten Körner laut auf, krümmte sich instinktmäßig und enthüllte dabei nur auf einen kurzen Augenblick ihre volle Brust. Amandus eilte fort, verlor aber beim Vorschreiten das Gleichgewicht und fiel, ohne sich jedoch zu beschädigen, auf die

Treppe, das ganze Maß Weizen über dieselbe verschüttend.

Der Aufschrei Minna's lockte auf der Stelle den Müller aus seinem zu ebener Erde gelegenen Kabinete. Sein Auge war finster, und ein unheimliches Feuer zuckte darin, als er des jungen Mannes ansichtig ward, der erröthend bald die verschüttete Frucht betrachtete, bald seitwärts nach dem erschrockenen und etwas verlegen umschauenden Mädchen blickte.

Jonas konnte mit Grund keinerlei bösen Argwohn hegen. Der Fall des Jünglings mit dem vollen Viertel erklärte den gellenden Aufschrei der Tochter zur Genüge. Dennoch war der Müller nicht gewillt, Nachsicht zu üben. Ein barsches Wort verjagte Minna sofort aus dem Mühlhause. Als das Mädchen unter der Küchenthür verschwunden war, trat Jonas auf Amandus zu, nahm ihm das hölzerne Gefäß aus der Hand, das dieser verlegen wieder aufgehoben hatte, den Weizen behende zusammenraffend:

„Wovon Einer kein Verständniß hat, das soll er fein bleiben lassen, oder, um biblisch zu reden, was der junge Herr vielleicht besser versteht, weil er ja eines gewesenen Pfarrers Sohn ist — was deines Amts nicht ist, laß deinen Fürwitz. So! — Jetzt wär' der Weizen wieder, wohin er gehört, und nun flink damit auf den Gang, das Glöckel schlägt sich sonst vor Angst noch die Zunge aus! Und wenn mir's der Herr nicht übel nehmen will, möcht' ich ihm wohl rathen, daß es nun bald Zeit wäre, mit dem Selbermahlen ein Ende zu machen. Es wird nichts verdient bei solchen Mahlgästen, und wenn sie gar mit Vierteln

herumwerfen, kann's zu guter Letzt auch noch einen Ausfall geben. Das Werfen mit Vierteln gestatten wir Müller blos dem Teufel, der zuweilen in jeder Mühle sein Spiel haben will."

Noch ein bezeichnender Augenwink traf den jungen Mann, dann verließ ihn Jonas. Amandus machte hinter seinem Rücken eine sehr bezeichnende Geste, hob das wieder gefüllte Maß auf und trug den Weizen nach dem Gange. Des Müllers Wink übrigens schien er sich zu Herzen zu nehmen. Er eilte, so viel er konnte, und zwei Tage später verließ er als Mahlgast die Mühle. Des Müllers Tochter bekam er während dieser Zeit nicht mehr zu sehen.

7.

Magister Gift saß in seinem Zimmer und kramte in Papieren. Ihm gegenüber stand sein Sohn, der eben mit lächelnder Miene eine Erzählung beendigt hatte.

„Sehr gut", sprach der Vater, mit klugem Auge den Sohn anblickend. „Du fängst an, meine Pläne zu begreifen, und das freut mich. Es kommt Alles darauf an, daß man Zeit und Umstände stets richtig zu benutzen versteht. Wer es unterläßt, ist ein Narr oder ein Feigling. Du weißt, es ist mein Wille. Beirren lasse ich mich nicht, übervortheilen auch nicht, und da ich ohne Erreichung dieses Zieles Zeit meines Lebens aus Kummer und Sorge

mich nicht herausarbeiten kann, muß und soll es geschehen. Was du jetzt etwa noch dagegen einzuwenden haben möchtest, gilt mir gleich. Die Folgezeit wird dich die Dinge richtiger erkennen und schätzen lehren. Darum immer vorwärts! Geht's mit List, ist es mir lieber, kann diese aber nicht zum Ziele führen, so darfst du auch Gewalt brauchen. Ich will dich nun einmal für immer hier recht warm einsetzen."

Amandus hörte dem Vater aufmerksam zu, dann reichte er ihm die Hand und gelobte unbedingten Gehorsam. Von dem, was zwischen Vater und Sohn abgesprochen worden war, erfuhr Niemand etwas. Selbst für Josepha blieb der Inhalt dieses Gespräches ein Geheimniß.

Nach Weihnachten trat der Winter, der sich bisher nur vorübergehend eingestellt hatte, mit großer Strenge auf. Es fiel ungewöhnlich viel Schnee, und der starke Frost verwandelte alle Gewässer in starres Eis. In Folge dieses Frostes trat Wassermangel ein, so daß bald nur noch auf zwei Gängen in der Mühle gemahlen werden konnte. Täglich mußten die Mühlknappen stundenlang im Eise arbeiten, um das Werk nur einigermaßen im Gange zu halten. Der Fluß war ungeachtet seines starken Gefälles fest zugefroren und konnte überall gefahrlos überschritten werden. Selbst Frachtwagen passirten die klingende Eisbrücke, ohne sie zu beschädigen. Nur die in ein schmäleres Bett zusammengedrängte Wassermasse des Mühlengrabens fror nirgends ganz fest zu. In unmitelbarer Nähe

der Mühle blieb das Wasser, mit Ausschluß der Ränder, sogar ganz eisfrei. Hier war es auch tief und die Strömung reißend, ein großer Vortheil für den Mühlenbesitzer, der auf diese Weise selbst in sehr strengen und lang dauernden Wintern doch wenigstens für einen Gang immer hinreichendes Wasser behielt, während manche andere Mühle in solcher Zeit ganz feiern mußte.

Der Bequemlichkeit wegen gingen in jedem Winter bei hartem Frostwetter die meisten Fußgänger über das Eis des Flusses, dieser Weg war kürzer, als der über die weiter oben gelegene Brücke. Allerdings mußte man stillschweigend die Genehmigung des Mühlenbesitzers voraussetzen bei Benutzung dieses Richtweges, denn auch der Garten des Müllers ward dadurch in einen Weg verwandelt. Jonas hatte sich aber nie darüber beklagt und wahrscheinlich auch nicht sein Vater, und so war die winterliche Verlegung der gangbaren Straße durch den Mühlengarten gewissermaßen ein Servitut derselben geworden.

Es verging nun selten ein Tag, an welchem nicht die hagere Gestalt des gefährlichen Magisters an dem Fenster des Müllers vorüberfegte, um später den Garten zu durchschreiten. Magister Gift machte jetzt eine noch auffälligere Figur als im Sommer, denn über seinem langen schwarzen Rocke trug er einen grünlichgrauen Mantel mit gelblichem Unterfutter, der aber so kurz war, daß er ihm nur gerade die Knie dürftig bedeckte.

Es verdroß den Müller, daß der fatale Mann, dem er doch vor Wochen so derb Bescheid gesagt hatte, ihn

jedesmal mit größter Freundlichkeit grüßte, wenn er zufällig am Fenster saß. Daß Jonas diesen heuchlerischen oder höhnischen Gruß consequent unerwidert ließ, änderte nichts in dem Benehmen des hartnäckigen Mannes. Je freundlicher aber derselbe wurde, für desto bedrohlicher hielt der Müller seine Lage. Nur besaß er leider keine Mittel, sich vor einer Falle zu schützen, die ihm der unheimliche Nachbar möglicherweise stellen wollte oder vielleicht schon gestellt hatte.

Amandus ließ sich dagegen nicht mehr sehen. Der junge Mann schien die Mühle, wo er offenbar nicht gern gesehen war, absichtlich zu meiden, und dies beruhigte Jonas wieder einigermaßen.

Plötzlich trat sehr starkes Thauwetter ein. Gleichzeitig erhob sich ein heftiger Weststurm, der in den Forsten viel Schaden anrichtete. Der Regen fiel in Strömen, die Schneemassen schmolzen in unglaublich kurzer Zeit, und bald überfluteten die von allen Seiten zuströmenden Gewässer die noch festliegende Eisdecke des Flusses. Das Wasser verursachte jedoch nur geringen Schaden, der Weg über das Eis und durch den Garten des Müllers war aber mit einem Male jedem Fußgänger versperrt. Jonas fühlte sich von einer drückenden Last befreit, wie er den grüßenden Magister nicht mehr an seinem Fenster vorüberjagen sah.

Seine Freude war jedoch von kurzer Dauer. Es fror abermals, es fiel auf's Neue Schnee, und die Winterpassage über den Garten kam wiederum in Gang. Der hoch angeschwollene Fluß bot jetzt eine noch weit ange-

nehmere Brücke, da die neue Eiskruste fast gleich stand mit beiden Ufern. Namentlich auf der Seite, wo die Mühle lag, konnte man sehr bequem das Ufer ersteigen, nur mußten die Fußgänger den Mühlgraben entlang schreiten, gerade oberhalb der Räder, um den Punkt zu erreichen, der sicher auf die Eisdecke des Flusses geleitete. Nach dieser Seite öffneten sich die bewohnbaren Zimmer, sowie die Kammern im Obergestock der Mühle. Der Stumpf eines verkrüppelten Baumes, mit Epheu umrankt, die Aeste halb vermorscht, stand hier noch in dürftiger Erde. Jonas wollte ihn nicht ausroden, weil er das üppig wuchernde Epheu liebte, das vom Baumstamme aus auch in die Ritzen der Mauer seine Wurzeln gesenkt hatte und so fast die halbe Wand mit grünem Blätternetz überzog.

Eines Tages mußte Jonas über Land fahren. Er hätte seine Tochter gerne mitgenommen, das junge Mädchen aber hatte alle Hände voll in der Wirthschaft zu thun, und darum lehnte sie die Einladung des Vaters ab.

„Das nächste Mal, wenn die Luft weniger rauh ist, begleite ich dich“, sprach sie heiter, dem Vater die Fausthandschuhe mit Fuchsbesatz in den Schlitten reichend. „Den scharfen Wind kann ich nicht gut vertragen, wie du weißt. Ich habe mir noch jedesmal bei solchem Wetter die Backen erfroren.“

„Bist eben ein verwöhnt Mädel“, meinte lachend der Müller, schnalzte mit der Zunge und unter hellem Schellengeklirr flog der Schlitten über den Fluß nach der Wiese,

an dessen Grenze die majestätische Wechseleiche ihre jetzt dürren Aeste in die eisige Luft streckte.

Jonas warf im Vorüberfahren einen flüchtigen Blick auf den schönen Baum und ein Lächeln überglänzte sein Gesicht.

„Daß der Magister mir an diesen Baum nicht rühren kann, ist mir doch ein Triumph!“ sprach er vergnügt zu sich selbst. „Aergert er mich mit seinen dummen Grüßen und heuchlerischem Gescherwenzel, so ärgere ich ihn wieder mit Hinweis auf die Eiche, die er gerne haben möchte und doch in Ewigkeit nicht kriegen soll.“

Der Schlitten fuhr dem Gebirge zu. Wider Erwarten hielten die Geschäfte den Müller länger auf, als er vermuthete. Es ward Abend, ehe er wieder aufbrechen konnte, und wie er von Ferne im weiten Flußthale die vereinzelten Lichter des Dorfes glimmern sah, schlug die Thurmuhr schon die neunte Stunde.

Als Jonas seinen Schlitten über das Eis lenkte, fiel es ihm auf, daß die Fensterladen iu seinem Gewese noch nicht geschlossen waren. Mehr noch wunderte er sich, daß Niemand ihm entgegen kam, als der Schlitten hell läutend in den Hof fuhr.

Eilig sprang der Meister aus seinem Gefähr. Er kehrte sich um, mit raschem Griff die Zügel zu befestigen; da knirschte der Schnee hinter ihm und bei einer abermaligen Wendung des Müllers bemerkte er, daß die Thür des Mühlhauses jetzt nur angelehnt war. Gleichzeitig huschte eine Gestalt, die er nicht zu erkennen vermochte, um die

Ecke nach dem Wege, der über das Eis führte. Die Glocke auf dem einzigen noch in Bewegung befindlichen Gange fing eben an zu läuten.

„War das Besuch?" sprach Jonas besorgt zu sich selbst. „Warum läuft der auf und davon, wenn der Hausherr zurückkommt? Oder sind derweil Spitzbuben eingedrungen, und haben mir Kisten und Kasten ausgeräumt?"

Ganz unmöglich war dies nicht, denn schon seit Wochen trieb eine zahlreiche Diebsbande in der ganzen Gegend mit auffälliger Frechheit ihr Wesen. Wie Jonas die Hand nach der Thürklinke des Wohnzimmers ausstreckte, begegnete ihm der Mühlscheer.

„Ihr seid wohl allesammt taub geworden?" herrschte der Müller ihn an. „Oder ist 'was passirt?"

Der Mühlscheer schüttelte lächelnd den Kopf und eilte hinaus, um nach den Pferden zu sehen.

In seinem Privatkabinet fand Jonas die Tochter. Sie begrüßte den Vater zwar freundlich, war aber ungemein aufgeregt. Jonas sah auf den ersten Blick, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein mußte. Um nicht lange darüber in Ungewißheit zu bleiben, ging er sogleich mit gerader Frage dem Mädchen zu Leibe.

„Heraus mit der Sprache!" sagte er barsch. „Es ist nicht Alles, wie es sein soll, und du hast ein Geheimniß vor mir! Wer kam vorhin so schleichend aus der Thür, als fürchte er eines ehrlichen Mannes Gesicht zu

erblicken? Ich will nicht hoffen, daß du in meiner Abwesenheit eine Auflage anfängst?"

Minna hob abwehrend beide Hände gegen den Vater auf.

„Ich bin ohne Schuld, Vater", sprach sie, „und du sollst Alles erfahren. Der Magister —"

„Hat den der Satan wieder hergeführt?" unterbrach Jonas die Tochter. „Na, warte, alte Schleicher! Dir will ich die Wege verlegen, und soll ich Bader und Doctor für das bezahlen, was noch passiren kann! Was wollte der abgesetzte Pfarr?"

Minna preßte die Thränen zurück, die ihr in die Augen traten. „Er kam bald nach Dunkelwerden durch den Garten", versetzte sie. „Da er kein Licht an deinem Fenster gewahrte, fragte er den zufällig vor der Thür stehenden Burschen, ob du nicht zu Hause seist? Dieser gab der Wahrheit gemäß Antwort. Der Magister griff dankend an den Hut und rauschte von dannen. Eine gute Stunde später kam er wieder, trat in's Mühlhaus und wiederholte die frühere Frage. Da die Antwort abermals verneinend lautete, fragte er nach mir. Ich hörte es und wäre gern in ein Nadelbüchsel gekrochen, denn ich konnte mir denken, daß der zudringliche Herr sich von keinem unserer Leute würde abweisen lassen. Meine Vermuthung bestätigte sich. Mit den Worten: „„Ich muß das Kind sprechen"", riß er in seiner hastigen Weise die Thür auf, trat ein, bot mir, seinen Dreispitz senkend, guten Abend,

und hatte mich an der Hand gefaßt, noch ehe ich danken konnte."

„Weiter, weiter!" drängte der Müller, seine Fausthandschuhe, die er bis dahin, auf- und abschreitend, in der Hand behalten hatte, zornig in eine Ecke des Zimmers schleudernd. „Ich merk' schon, was nachkommt, aber es wird nichts draus, partout nicht!"

„Meine Hand wiederholt drückend", fuhr Minna stotternd fort, „schwatzte er mir allerhand von seinem Sohne Amandus vor — was? das weiß ich nicht mehr, denn ich habe vor lauter Angst nicht genau auf die Worte des Magisters gehört. Zuletzt hielt er in seines Sohnes Namen um meine Hand für denselben an. Amandus sei zu sehr eingeschüchert worden von dir, sagte er, um es selber zu thun, er könne aber nicht ohne mich leben, und wenn ich ihn nicht erhörte, thät er sich gewiß ein Leid."

„Wär' sehr vernünftig von dem Laffen", platzte der Müller heraus. „Je eher, je besser! Wüßte ich, wo er über eine tiefe Stelle des zugefrorenen Flusses geht, ich glaub', mein Seel', ich wäre schlecht genug, heimlich eine Wune zu hauen, daß er hinunterführe in's Wasser!"

„Vater!" rief die Tochter erschrocken. „Amandus hat dir doch nichts gethan!"

„Aber er will mir 'was thun, und das macht mich wild. Und wenn man mit schlechtem Volke zu thun hat, kann man sich's partout nicht anders vom Leibe halten, als daß man selber zu schlechten Mitteln greift. Mein Lebtage habe ich keinen schlechten Gedanken gehabt, aber der Mensch

macht einen mit aller Gewalt niederträchtig! Magst du denn den Laffen?"

„Ich will ihn nicht sehen", erwiderte Minna. „Er ist mir so gleichgiltig, wie alle Mannsbilder."

„Ist Recht, und so soll's auch noch bleiben ein paar Jahre! Hast das dem dürrbeinigen Schwarzen gesagt?"

„Dein Schlitten klingelte gerade übers Eis, als der Magister seinen Antrag vorgebracht hatte. Ich sagte daher ausweichend: da kommt der Vater! das machte ihn stutzig. Er horchte, und da er vernahm, daß der Schlitten in den Hof einlenkte, stülpte er den Hut auf den Kopf, nickte mir noch einmal zu und fuhr mit den Worten: „„Wir sprechen uns wieder!"" aus der Thür."

„Prost Mahlzeit!" höhnte Jonas. „Wir sprechen uns nicht wieder, mein Herr Freiwerber, hinterm Rücken! — Du gehst mir nicht aus dem Hause!" fuhr er zu Minna gewendet fort. „Ich will mich bedenken, was zu thun ist, um mir die beiden widerwärtigen Menschen vom Leibe zu halten. Kann's angehen ohne Spectakel, soll mir's lieb sein; wenn sie sich aber haben wie freches Gesindel und partout nichts wissen wollen von gesundem Menschenverstande, nun dann bin ich auch dabei, es kommt dann in anderer Manier zum Klappen! Ich will und werde ein Ende machen, und zwar bei Zeiten! Zum Frühjahr könnt' es schwerer halten, herumschleichenden Mardern alle Ritzen und Spalten zu verstopfen."

8.

Von Stund' an ward das junge Mädchen von ihrem besorgten Vater innerhalb der Räumlichkeiten der Mühle festgehalten. Jonas befürchtete dem unerfahrenen Kinde könne ein Unglück widerfahren, wenn es ihm nicht gelingen sollte, es gegen die Schleichereien des Magisters zu schützen, den er nun einmal nicht ausstehen konnte, seit er die Erfahrung gemacht hatte, daß bei ihm Alles auf Vorausberechnung beruhe, und die vornehmlichste Triebfeder seines Handelns ein bodenloser Egoismus sei. Um die Tochter immer im Auge zu behalten, ging er selbst möglichst selten aus dem Hause. War er dazu genöthigt, so geschah es doch nur am Tage. Abends blieb Minna stets bei ihm, und Einlaß in die Mühle erhielten nur Solche, die ein Geschäft zu ihm führte.

Jonas lobte sich selbst seiner Klugheit wegen, denn noch vor Ablauf von acht Tagen klopfte der Magister wieder an. Diesmal verlangte der seine Pläne hartnäckig verfolgende Mann den Meister persönlich zu sprechen. Man mußte also seine Ankunft dem Müller melden. Allein Jonas war fest entschlossen, in keine Verhandlung mit dem schlauen Magister sich einzulassen. Derb und gerade, wie er war, ließ er sich für den ihm zugedachten Besuch bedanken, indem er hinzufügte, er nehme denselben für wirklich geschehen an.

„Grober Bauer!“ murmelte der Magister, der ungast-

lichen Thür den Rücken kehrend. „Ich habe in aller Höflichkeit dem starrköpfigen Grobian mich zu nähern gesucht — das können seine Leute mir nöthigenfalls bezeugen. Jetzt muß ich andere Wege ausfindig machen; denn mein Sohn und das Müllermädel müssen ein Paar werden, und wenn der Alte darüber in die Grube fährt!"

Es vergingen nun wieder mehrere Tage in friedlichster Stille. Magister Gift stellte seine Wanderungen ein oder strich wenigstens nicht am Tage vor den Fenstern des Mühlhauses vorüber. Auch Amandus ließ sich nicht sehen. Einmal nur, in einer sehr dunkeln Nacht, wollte der Mühlscheer nach zehn Uhr Abends einen Mann über das Eis haben schreiten sehen, der ihm der Größe nach Amandus zu sein schien. Er hatte das Licht der Laterne, die neben der Wasserthür hing, gegen ihn gekehrt, ihn jedoch nicht zu erkennen vermocht, da er augenblicklich umkehrte.

Jonas gab wenig auf diesen Bericht seines Untergebenen. Er glaubte durch seine herbe Antwort dem Magister die Lust, nochmals seiner Tochter zu Liebe ihm ein Wort zu gönnen, gründlich verleidet zu haben. Amandus aber fürchtete er gar nicht, da er ihn für schüchtern, wo nicht gar für feig hielt. War er doch vor Weihnachten, als er ihm seine Meinung offen in's Gesicht gesagt hatte, sogleich aus der Mühle verschwunden.

Eines Abends — das Wetter neigte sich zum Thauen und ein heftiger Westwind brauste durch das Flußthal — blieb Jonas länger, als es bei ihm Gewohnheit war, wach. Er hatte Rechnungen durchzusehen, wozu er wäh-

rend des Tages keine Zeit fand. Spät Abends störte ihn Niemand, und wenn er sich dann gerade aufgelegt fühlte, nahm er solche Arbeiten, zu denen er Ruhe bedurfte, am liebsten vor. Der Wind tobte so stark, daß jedes andere Geräusch von dem Brausen desselben verschlungen ward. Da hörte er plötzlich über seinem Haupte Tritte, dann einen hellen Aufschrei. Erschrocken schob Jonas seine Papiere bei Seite, ergriff das Licht und eilte die Treppe hinauf. Das auffallende Geräusch war aus dem Schlafzimmer seiner Tochter gekommen!

Als der Meister an die Thür der Kammer rüttelte, öffnete Minna sofort. Sie stand zitternd, nur in Unterkleidern, vor ihm. Ein starker Luftzug wehte das Licht beim Oeffnen der Thüre aus.

„Was gibt es hier?“ fragte der Müller, sein scharfes Auge auf das Fenster richtend, das zerbrochen war. Ohne auf die Antwort der Tochter zu hören oder sie abzuwarten, trat Jonas an's Fenster und riß schnell die Flügel auf. Er gewahrte eine dunkle Gestalt, die sich mit beiden Händen festhielt an einem der dürren Aeste des Baumstumpfes, der hier dicht am Hause wurzelte. Mit den Füßen tapfte er abwärts nach einem Halt, den er nicht finden konnte.

„Oho, Spitzbuben!“ rief der ergrimmte Müller und packte, ohne sich lange zu besinnen, den Ast mit beiden Händen. Ein heftiger Druck brach das morsche Holz — es polterte und schurrte am Mauerwerk, und gleich darauf hörte man dumpf einen schweren Fall, dem das knisternde Geräusch brechenden Eises folgte. Der Wind,

der abermals heulend durch das Thal brauste, verwehte jeden ferneren Laut.

Jonas gab sich nicht einmal die Mühe, einen Blick aus dem Fenster zu werfen. Er schloß es mit großer Seelenruhe und sagte dann zu seiner Tochter:

„Der ist, denk' ich, besorgt! Ob er Hals oder Beine gebrochen hat, geht mich nichts an. Lebt er noch, so wird er sich zu salviren wissen. Ich will ihn nicht kennen, um keine Scheerereien mit den Gerichten zu haben."

Minna konnte vor Schreck kein Glied still halten. Sie glaubte den ungebetenen Nachtbesuch erkannt zu haben, wagte aber nicht, dem jetzt gefährlich aussehenden Vater den Namen desselben zu nennen. Willig folgte sie diesem, der ihr für den Rest der Nacht seine eigene Kammer anwies.

„Da verträume den gehabten Schreck", sagte er. „Ich habe so noch zu thun, und werde schwerlich Schlaf finden. Uebermannt er mich aber doch, so behelfe ich mich schon mit meinem alten Lederkanapee."

9.

Am nächsten Morgen war Meister Jonas sehr früh auf. Er sah, wie immer, noch dem Werke, öffnete dann die Wasserthür und trat hinaus an den Mühlgraben. Es regnete und der Wind blies stark vom Gebirge herein.

Auf dem Eise, das vielfach zerbrochene Stellen zeigte, lag der morsche Ast des Baumes. Die Epheuranken schwankten zerrissen im Luftzuge. Es ließ sich nicht verkennen, daß hier Jemand das Fenster zu erklimmen versucht, und bei diesem Versuche wahrscheinlich ziemlich unsanft herabgestürzt war. Eine der Schollen zeigte unbedeutende Blutspuren. Jonas ging den Mühlbach entlang und betrachtete sehr aufmerksam den vom Regen schon zusammensinkenden Schnee. Hier entdeckte er die Spur eines Menschen, der mehr gerutscht, als gegangen sein konnte. Sie führte quer über die Eisdecke des Flusses. Am andern Ufer verlor sie sich im aufgewühlten Fahrwege.

Spöttisch lächelnd kehrte der Müller wieder zurück. Seine Leute fragte er nicht, ob sie in der vergangenen Nacht etwas Ungewöhnliches gehört hätten, und da auch diese schwiegen, so war von dem Vorgefallenen überhaupt nicht die Rede. Das zerbrochene Fenster ward noch am Vormittage zum Glaser geschickt.

Gegen Mittag erschien der Dorfbarbier, um den Müller zu rasiren. Der Mann sprach gern und war die lebendige Chronik des Ortes.

„Nichts Neues?" fragte Jonas, sich die Serviette vorsteckend. „Ach ja, Meister", erwiderte der Gefragte. „Denkt, der junge Herr Sohn des fremden Magisters hat sich in verwichener Nacht den linken Fuß gar grausamlich verstaucht! Er ist auf dem Eise eingebrochen und wäre beinahe ertrunken. Vor Tagesgrauen rief mich der Herr Magister. Er sah ordentlich bleich aus vor Schreck,

und der arme Teufel von Sohn schütterte nur so vor Frost und Schmerz! Er wird ein paar Wochen stramm daheim sitzen müssen!"

„Sieh, sieh!" sagte Jonas. „Ja, so ist's! Ein Mensch kann Unglück haben, eh' er's vermuthet. Aber es ist gut unterweilen; so lange der junge Herr liegen muß, kann er nicht auf dumme Streiche ausgehen. Gebrochen hat er wohl nichts?"

„Keinen Fingernagel, Guten Morgen, Meister!"

„Guten Morgen!" erwiderte Jonas sehr freundlich. Der Barbier nahm seinen Scheersack unter den Arm und trabte weiter, um auch dem nächsten Kunden, bei dem er einsprach, die wichtige Neuigkeit mitzutheilen.

Noch ehe es Abend ward, kannte die ganze Gemeinde den Unfall des jungen Amandus Gift. An Vermuthungen und Glossen der verschiedensten Art fehlte es nicht, etwas Bestimmtes ließ sich aber doch nicht behaupten, wenigstens nicht in Gegenwart Anderer, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von dem überall und unermüdlich herumspionirenden Magister wegen Injurien verklagt zu werden.

Amandus hatte inzwischen auch keine beneidenswerthen Stunden und Tage. Zwar pflegte der Magister den leidenden Sohn, so lange er selbst in seinem Hause weilte, mit Aufmerksamkeit, und riefen ihn Geschäfte ab, so hatte die jugendliche Josepha diese Pflege zu übernehmen. Fremde Menschen kamen, da er Niemand im Orte so genau kannte oder ihm so großes Vertrauen schenkte, daß er sich unbedingt auf ihn hätte verlassen können, nicht in sein Haus.

War aber Magister Gift mit seinem Sohne allein, so gab er ihm entweder gute Lehren, oder er machte es sich zum Vergnügen, ihm durch eine Menge von Gründen auseinander zu setzen, wie unverzeihlich thöricht er eine Sache angegriffen habe, die, hätte sie in den Händen eines Geschickteren gelegen, unfehlbar einen glücklichen Ausgang gehabt haben müßte. Wie unangenehm aber auch die Auslassungen des in seinen Plänen gestörten Magisters waren, immer lautete der Schluß derselben in gewisser Hinsicht befriedigend. Die verschiedenartigsten Einkleidungen seiner Gedanken ließen errathen, daß er irgend etwas gegen den Müller, den er jetzt von ganzem Herzen haßte und an dem er Rache um jeden Preis zu nehmen entschlossen war, im Schilde führte.

Unter den Händen des nichts weniger als geschickten Barbiers genas indessen Amandus. Am Osterfeste konnte er zum ersten Male einen Ausgang wagen. Der Sitte gemäß galt dieser dem Besuche der Predigt. Mit einiger Ostentation geleitete der Magister den etwas verfallenen Sohn mit väterlicher Zärtlichkeit nach der Kirche. Nebenan schritt die hübsche Josepha, die nur dann dem Sohne ihres Brodherrn eine Hand reichte, wenn der sehr schlechte Weg es nöthig machte.

Dieser Kirchenbesuch des fremden Kleeblattes gab wieder viel zu reden. Die ganze Gemeinde hatte nichts Wichtigeres zu thun, als während der Osterwoche von diesem merkwürdigen Ereignisse zu sprechen.

Indeß war der Winter schnell eintretendem Frühlings-

wetter gewichen. Ueberall begann man die Wiesen zu räumen, Holz zu schlagen, Weiden zu köpfen und Bäume auszuschnitzeln. Diese Zeit durfte der Magister nicht ungenützt vorübergehen lassen. Hatte er doch das Recht, die jungen vierjährigen Schößlinge am Stamme der Wechseleiche abhauen zu dürfen. —

Meister Jonas konnte die Vorkehrungen, welche der Magister zu diesem Behufe traf, von seiner Wohnung aus beobachten. Die Neugier ließ ihm keine Ruhe. Er zog seinen alltäglichen müllergrauen Rock an, schlüpfte in die bequemen Lederpantoffeln, die er für gewöhnlich bei kurzen Wegen nach dem Felde trug, und ging nach dem Ackerlande bei dem interessanten Eichbaume.

Des Magisters Leute waren bei seiner Ankunft schon in voller Thätigkeit. Es arbeiteten nicht weniger als sechs Personen, die zusammen zwei riesige Leitern nach der Wiese geschleppt hatten, an dem Stamme. Oben in der Krone dés schönen Baumes aber stieg Magister Gift in eigener Person herum, prüfte die Stärke der gewaltigen Aeste und benahm sich in jeder Hinsicht wie ein Mann, der es vortrefflich versteht, auf seinen eigenen Nutzen zu sehen.

Meister Jonas zog ein spöttisches Gesicht über den ganz in seiner Thätigkeit vertieften Magister, dessen lange Rockschöße bald da, bald dort auf einem der knorrigen Aeste hängen blieben. Der alternde Mann sah aus wie eine Vogelscheuche. Der Müller jedoch that, als sehe er ihn nicht, grüßte die Arbeitsleute und ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein. „Sapperlot, das wird schaffen!“ sprach er.

„Wenn sechs Mann an dem Stamme mit Säge und Beil herumfitscheln, da muß ja das Bischen Arbeit in wenigen Stunden gethan sein. Gar zu viel gibt's nicht auszuschnetteln."

Die Arbeiter schnitten Gesichter und deuteten stumm nach der Krone, wo der Magister, als er die Ankunft des Müllers gewahr geworden war, ganz mäuschenstill in einem wahren Nest krummer Aeste saß. Es genirte den graduirten Herrn offenbar, daß der Müller ihn in dieser etwas lächerlichen Situation beobachtete. Dieser jedoch machte keine Anstalt, der Eiche den Rücken zu kehren. Nur bisweilen entfernte er sich zwanzig bis dreißig Schritt von den Arbeitern. Sobald aber der Magister in den Zweigen sich regte, kehrte er sofort wieder um und pflanzte sich dicht bei der Eiche mit gekreuzten Armen auf, um abermals ein Gespräch mit den Arbeitern zu beginnen. Das trieb er volle zwei Stunden lang. In dieser ganzen Zeit wagte der Magister sich nicht zu rühren, und die Arbeitsleute, welche den Müller sehr gut als Schalk kannten, und dem streitsüchtigen Herrn oben in der Krone den lustigen Schabernak von Herzen gönnten, vermochten vor verhaltenem Lachen kaum Beil und Säge zu handhaben.

Endlich bequemte sich der Müller zum Gehen. Wie eine wilde Katze sprang jetzt Magister Gift von Ast zu Ast, erreichte eine der hohen Leitern und lief mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens die Sprossen hinab. Sein Gesicht war blauroth vor Zorn, Arme und Beine schmerzten ihn von dem unbequemen Hocken auf drei über einan-

der sich schlingenden Aesten. Er drohte dem schon fernen Müller mit knöcherner Faust und spuckte vor Wuth aus.

„Das sollst du mir büßen, Malefizbub', das und das Andere!“ rief er, sich selbst vergessend, und ganz aus seiner zur Schau getragenen Rolle fallend, aus: „Ich fass' dich am Genick, daß dir der Athem vergehen soll, verdammter Höllenmüller! Zwingt mich auf dem Baume sitzen zu müssen, wie eine Alaster!“*)

Er war so voll Aerger, daß er ein paar Fragen seiner Arbeiter gar nicht beantwortete. Schneller denn je rannte er querfeldein, schlug mit dem Stocke nach jedem Maulwurfshügel, focht mit den Armen in der Luft, als predige er, und erging sich in Rachegedanken gegen den verhaßten Müller, der alle seine Pläne kreuzte. Plötzlich blieb er stehen. Ein Gedanke, der ihn lächeln machte, fuhr ihm durch den Kopf.

„Das ist's! das wird ihn wild machen und gelb vor Aerger!“ rief er. „Und das will ich ausführen, und sollt' ich einen Prozeß d'rum kriegen, der zehn Jahre lang dauert! Ich zerre ihn durch alle Instanzen — darüber vergeht viel Zeit — und — interim fit aliquid!“

Magister Gift machte Kehrt, als drehe ihn der Wind um. Die Rockschöße schlugen klappend um seine Schienbeine. Er ging, wo möglich noch schneller, der Wechseleiche wieder zu und ertheilte den Arbeitern seine Befehle.

„Aber geht das auch, Herr Magister?“ fragte der

---

*) Elster.

Resoluteste derselben. „Wenn wir nun dabei selber in Teufels Küche kommen?“

„Von Euch ist gar nicht die Rede“, erwiderte Magister Gift. „Wenn ich Euch bezahle, steht Ihr in meinem Dienste und seid nicht verantwortlich für das, was Ihr thut. Ich stehe für Alles und weiß sehr gut, was ich will. Weigert Ihr Euch aber, dann kommt nur geschwind herunter, ich kann es selber auch thun.“

„Wenn Sie's auf Ihre Kappe nehmen, dann wollen wir's wohl ausführen“, sagte der Vorige.

„Recht so! Und ich bitte mir aus, macht es nicht zu gnädig! Je mehr Ihr heruntersäbelt, desto reicher fällt neben dem Tagelohn noch das Trinkgeld aus.“

Er überließ die Arbeiter sich selbst. Auch Meister Jonas kam nicht ein zweites Mal auf's Feld, um zu sehen, wie weit wohl die Arbeit gediehen sei. Es gab viel zu thun in der Mühle. Samuel brachte einige Malter Getreide, strich dafür eine Menge Geld ein und war dann, wie immer, wenn die beiden langjährigen Freunde ein Geschäft untereinander abgeschlossen hatten, des Müllers Gast. Zum Nachtische setzte Minna eine Schüssel voll köstlicher, goldgelber Honigwaben nebst Weißbrod auf.

„Der ist besser als meiner“, meinte Samuel, den Honig prüfend. „Du hast verwunderliches Glück mit deiner Bienenzucht. 's muß wohl der Zug machen nach dem Berge, wo die vielen Honigkräuter stehen. Meine Schwärme ziehen da nicht hin.“

„Dafür geräth bei dir der Roggen und Weizen besser

als auf meinen Ländereien", erwiderte Jonas. „Wär's anders eingerichtet, so hätte Einer ja Alles, der Andere nichts."

„Ist Recht", sagte Samuel aufstehend und das Geld zusammenstreichend. Wie er es in sein Taschentuch packte, meinte Jonas:

„Nun laß dir nicht wieder 'was von dem schlauöhrigen Magister abjagen. Ha, ha, ha, ha!"

„Du hast gut lachen!"

„Darüber lache ich nicht; ich denk' nur dran, wie ich den spindeldürren Herrn heute Vormittags zwischen den Aesten hängen und Gesichter schneiden sah, wie einen Affen, der zusehen muß, wie ein Anderer Nüsse knackt, ohne ihm etwas davon abzugeben."

Jetzt lachte auch Samuel.

„O, nun begreife ich sein Gethue!" sprach er. „So lange er neben mir wohnt, hab' ich ihn noch nicht in solcher Wuth um's Haus herumlaufen und nach jedem Sperlinge werfen sehen. Pass' aber auf, Jonas, daß er dir nicht ein Bein stellt! Den Spaß vergißt er dir nicht!"

„Was kann er mir thun? Wie will er mir's beweisen, daß ich ihn zwischen den Aesten hängen sah und gerade, um ihn dort recht lange hängen zu lassen, auf meinem Felde spazieren ging? Mich ergötzt der Spaß, so lange ich lebe!" —

Es war Abend geworden, die Sonne ging unter und bald trat jene tiefe Ruhe ein, die ein charakteristisches Merkmal des Landlebens ist. Man hörte nur das mono-

tone Rauschen des Wassers, das Geklapper der Mühle und dann und wann den Ruf eines Käuzchens, das irgendwo auf einer der Scheuern nisten mochte. Ein paar Mal schien es dem Müller, als vernehme er wie aus weiter Ferne das Knirschen einer Säge. Er legte jedoch keinen Werth darauf, da er meinte, es komme dies Geräusch aus dem jenseits des Flusses gelegenen Hofe des Bäckers, der oft noch spät Abends Holz sägen und spalten ließ.

Am nächsten Morgen stand Jonas sehr früh auf. Er war begierig zu sehen, wie weit die sechs Arbeiter des Magisters mit dem Ausholzen der Eiche wohl gekommen sein möchten. Noch vor dem Frühstück ging er nach dem Grenzraine. Wie vom Schlage getroffen aber blieb er stehen, als er des Baumes ansichtig ward. Alle Aeste der Wechseleiche bis hinauf zur Krone waren auf der Seite, welche der Wiese des Magisters sich zuneigte, dicht am Stamme abgesägt. Die schöne Eiche sah abscheulich aus und war unbedingt als Baum für ein ganzes Menschenalter ruinirt.

Jonas schäumte vor Wuth.

„Die Canaille!" rief er einmal über das andere, mit traurigen Blicken die zum Theil noch auf der Wiese zerstreut umherliegenden Aeste betrachtend. „Es ist ein Ausbund von Niederträchtigkeit! Und das blos, weil ich ihm mein Mädel nicht zur Schwiegertochter geben will, und ich ihn mit seinem verschimpfierten Pfarrrocke zwischen den Aesten hängen ließ. Aber der Spaß soll ihm theuer zu stehen kommen! Jetzt bin ich derjenige, der ihm einen

Prozeß an den Hals wirft. Und gewinnen muß ich den, und den Spaß muß ich noch obendrein haben, daß der heimtückische Nichtsnutz mit sammt seinem Sohne und seinem katholischen Weibsen von Haus und Hof laufen muß, und wenn's mich den letzten Silberknopf von meinem Bräutigamsbrustlatze kosten soll!"

Jonas gönnte sich kaum so viel Zeit, um seinen Hausgenossen den Schelmenstreich des Magisters zu erzählen. Er warf sich rasch in seinen Sonntagsstaat und machte sich eilends auf den Weg, um den Frevler ohne Säumen in bester Form zu verklagen.

10.

Die frevelhafte Verstümmelung der Wechseleiche war das Tagesgespräch im ganzen Orte. Der ungemein schöne Baum galt gewissermaßen für ein Malzeichen. Jedermann hatte ihn gern und betrachtete ihn mit einem Gefühl von Ehrfurcht. Ihn zu beschädigen war selbst den wildesten Buben nicht eingefallen. Und nun kam der fremde Magister her, dessen Leumund nicht der beste war, und ruinirte aus Eigennutz oder um dem Müller einen rechten Possen zu spielen, den herrlichen Baum gründlich und vielleicht für immer!

Die ganze Gemeinde nahm Partei gegen den Frevler. Magister Gift aber rühmte sich seiner That offen, pochte auf

sein Recht und schien es kaum erwarten zu können, dem Müller gegenüber vor Gericht sein Handeln zu rechtfertigen. Obwohl er sich allerhand kleine Beschimpfungen oder doch Vexationen, besonders von der Schuljugend, gefallen lassen mußte, wenn er sich jetzt außerhalb des Hauses sehen ließ, ging er doch täglich unverdrossen seine gewohnten Wege. Nur die Mühle vermied er, weil er befürchtete, es könne ihm in deren Nähe etwas Unangenehmes passiren. Die abgehauenen Aeste der Eiche ließ er mit Ostentation nach seinem Hause schaffen, wo er sie selbst mit Hilfe seines Sohnes zersägte und in Stücke spaltete. Leute zu dieser Arbeit wollten sich in der Gemeinde nicht finden, und Arbeiter von auswärts herbeizurufen, würde ihm sicherlich zerbrochene Fensterscheiben eingebracht haben.

Mit allgemeiner Spannung sahen die Ortsangehörigen dem Termine entgegen, wo die wunderliche Angelegenheit vor Gericht verhandelt werden sollte. Die beiden Gegner stellten sich rechtzeitig auf dem Rathhause ein, wo der Magister eine wohlbekannte Persönlichkeit war. Er trug die zuversichtlichste Miene und große Heiterkeit zur Schau, unterhielt sich laut mit Bekannten, begrüßte Meister Jonas so katzenhöflich, als lebe er mit ihm auf dem vertrautesten Fuße, und hörte, als Beide vorgerufen worden, mit gespanntester Aufmerksamkeit die Klage des Müllers an. Dieser berief sich auf den Kaufbrief, in welchem des fraglichen Eichbaumes besonders gedacht war mit der Nebenbemerkung, es dürfe derselbe von keinem der beiden Besitzer jemals umgeschlagen werden, nur das Ausholzen der Aeste,

ohne die Krone zu beschädigen, sei Beiden abwechselnd gestattet.

Dem Richter leuchtete sofort ein, daß die Fassung des Satzes eine verschiedenartige Deutung zulasse. Während der Müller Jonas behauptete, das Ausholzen der Aeste beziehe sich nur auf den Theil des Stammes, der ungetheilt bis zum breit sich gestaltenden Wipfel reiche, und diese Behauptung durch die Usance rechtfertigte, die weit über Menschengedenken stets beobachtet worden war, bemühte sich der sylbenspaltende Magister, eine ganz andere Meinung geltend zu machen. Er that mit vielen wohlgestellten Worten dar, daß im Kaufbriefe nur von der Krone die Rede sei, unter der Krone eines Baumes aber verstehe Jedermann blos die allerobersten Aeste, die in ihrem Ensemble eben eine Krone darstellten, woher denn auch der Name komme. Das Abhauen der Aeste sei mithin bis zu diesem alleroberſten Wipfel der Eiche erlaubt, die ja sonst als nutzbarer Baum eher im Wege stünde, als irgend Jemand Vortheil gewähre. Aus diesem Grunde habe er das Absägen der Aeste mit gutem Recht vornehmen lassen.

Seitens des Gerichtes ward dem Magister bemerkt, daß es namentlich die Verstümmelung des Baumes sei, über die sich Meister Jonas beklage, und das offenbar gar kein haltbarer Grund vorliege, welcher seine willkürliche Auslegung der angezogenen Stelle im Kaufbriefe, noch weniger die Nothwendigkeit der vorgenommenen Handlung rechtfertige.

Auch auf diesen Einwurf hatte der umsichtige Magister

eine Antwort bereit. Er verwahrte sich ernsthaft gegen die Bemerkung, daß er aus Rachsucht oder aus irgend einem andern Grunde die schlank aufgeschossene uralte Eiche habe verstümmeln wollen. Dieser Gedanke sei ihm ferne gewesen, und hätte der hitzige Meister Jonas nicht sofort, ohne ihm auch nur ein Wort zu gönnen, die Sache vor's Gericht gebracht, so würde einen Tag später die Eiche einen viel schöneren Baum als bisher repräsentirt haben. Sein Wille nämlich sei gewesen, auch auf der andern Seite die Aeste abhauen zu lassen, damit Symmetrie in die Sache komme. Mit diesen Aesten habe er dem Müller dann ein Geschenk zu machen gedacht, um ja in keiner Weise Veranlassung zu einer Mißdeutung seiner bona fide vorgenommenen Handlung zu geben. Wie er aber erfahren habe, daß der Müller ihn verklagen wolle, sei auch er trotzig geworden und habe den Baum so verunstaltet stehen lassen, wie man ihn noch gegenwärtig sehen könne.

Dem Richter leuchtete ein, daß den streitenden Parteien Behufs schnellerer Erledigung ein Vergleich als die zweckmäßigste Schlichtung zu empfehlen sei. Zwar zweifelte Keiner an der absichtlich vorgenommenen Verstümmelung der Wechseleiche Seitens des Magisters, die Lieferung des Beweises aber für diese Annahme war unmöglich zu beschaffen. Jonas hatte Anfangs keine Lust auf einen Vergleich einzugehen, da er aber bei ruhiger Ueberlegung doch einsah, daß dem schlauen, um allerhand Ausflüchte nie verlegenen Gegner, schwerlich beizukommen sei, erklärte er sich schließlich doch dazu bereit unter der Bedingung,

daß der Magister die noch übrigen Aeste auf seine Kosten absägen lasse und das daraus gewonnene Holz, das weder dem Einen noch dem Andern gehöre, desgleichen auch das schon eingeheimste, den Armen des Ortes ausliefere.

Diese letztere Bedingung mißfiel dem Magister gewaltig, dennoch fügte er sich derselben, und die so verzwickt aussehende Angelegenheit war mit geringeren Schwierigkeiten geschlichtet worden, als man Anfangs vermuthen durfte. Eine wirkliche Aussöhnung zwischen den beiden Grenznachbarn kam aber nicht zu Stande. Vor Gericht reichten sie sich allerdings mit der Versicherung die Hände, daß die Eiche fernerhin ihnen keine Veranlassung zu neuem Streite geben solle, im Herzen aber gingen sie voll bittern Grolles auseinander.

Auch die Gemeinde war mit dem Ausgange des Streites nicht recht zufrieden. Die Meisten hatten geglaubt, der Magister werde in schwere Strafe verfallen. Statt dessen kam er gutes Muthes nach Hause, rühmte sich seiner großen Rechtskenntniß, und sprach es offen aus, daß er nur aus Commiseration mit dem rechtsunkundigen Müller und um diesen nicht in zu großen Schaden zu bringen, den vom Gericht in Vorschlag gebrachten Vergleich acceptirt habe.

Jonas konnte sich noch weniger zufrieden geben. Seine ganze Freude an dem Baume war ihm durch des Magisters schändliche Handlungsweise benommen. Jetzt stand der Baum da wie eine kolossale Kletterstange, auf deren oberste Spitze man ein paar Zweige gelegt hatte. Es

war unzweifelhaft, daß wenigstens Jahrzehnte dazu gehörten, um diesen kahlen Stamm mit laubigen Aesten wieder zu schmücken. Erleben konnte er dies nicht, und so ward ihm, so oft er die verunzierte Eiche sah, dieselbe mehr und mehr zuwider. Wäre jetzt der Magister mit dem Vorschlage zu ihm gekommen, sie umzuhauen, er hätte vielleicht auf der Stelle williges Gehör bei dem Müller gefunden.

Keiner aber war ärgerlicher, und Keinen verdroß der halbe Sieg, den der ränkevolle Mann doch davongetragen hatte, mehr als den Bauer Samuel. Eine kleine Rache mußte er an dem Manne nehmen, der Allen mit so sichtlichem Vergnügen eine Nase drehte. Samuel setzte sich deshalb hin, kritzelte mit Mühe ein paar Zeilen auf ein graues Stück Papier und kündigte dem Herrn Nachbar das ihm vorgestreckte Capital. Das Recht dazu hatte der Bauer, denn es war in der Obligation ausdrücklich bemerkt, daß der Magister nur dann mit der Rückzahlung des Geldes zögern dürfe, wenn weder er selbst noch Samuel vor Ablauf der ersten drei Vierteljahre eine Aufkündigung belieben sollte.

Magister Gift nahm diese Kündigung mit all der Ruhe und lächelnden Kaltblütigkeit hin, die man an ihm gewohnt war. Einen Besuch machte er fortan nicht mehr bei dem Nachbar, desto devoter war sein Gruß, wenn er Samuel zufällig begegnete. Völlig fremd behandelte er den Müller; dagegen schien er jetzt die Eiche, die ihm doch früher ein Dorn im Auge gewesen war, ungemein lieb ge-

wonnen zu haben. Es verging selten ein Tag, wo er sie nicht besichtigte, ja seine Sorge für den gewaltigen Baum ging so weit, daß er auf der seiner Wiese zugekehrten Seite ein Gitter um denselben aufstellen ließ, damit er sicher war, daß dem Baum durch sein Verschulden kein Schaden zugefügt werden könne.

So verging der Sommer und der Zahlungstag nahte heran. Eine ganze Woche vor demselben sah man den Magister äußerst geschäftig hin- und herlaufen. Niemand wußte, was er so ungemein Wichtiges zu thun habe. Auch der Sohn blieb selten daheim, nur die hübsche, stille Josepha wagte sich kaum ein paar Schritte über die Schwelle des Hauses.

Pünktlich und zwar zur Stunde trat Magister Gift in Samuel's Behausung.

„Da bringe ich Ihnen das Geld zurück“, sprach er mit kühler Freundlichkeit, einen großen Lederbeutel aus der Seitentasche seines Rockes ziehend. „Es wäre mir zwar lieber gewesen, wenn Sie mir etwas mehr Zeit gelassen hätten; was man aber nicht gern thut, unterläßt man am besten ganz. Darum will ich Sie auch befriedigen. Schwer fällt es mir freilich, ich habe von Hinz zu Kunz laufen müssen, um die ganze Summe bei Heller und Pfennig zusammen zu bringen. Bitte, suchen Sie die Obligation! Ihre Zurückgabe gilt mir als Quittung.“

Samuel ging, das verlangte Papier zu holen. Er wollte keinen Streit mit dem intriganten Manne anfangen, und ließ deshalb dessen Nebenbemerkungen unbeachtet.

Magister Gift zählte mit großem Eifer das Geld auf. Es waren lauter kleine Münzen, wie Samuel zu seiner Verwunderung bemerkte, aber auch dies wollte er sich der Erhaltung des Friedens wegen gefallen lassen. Er legte, während der Magister in seiner Beschäftigung fortfuhr, die mitgebrachte Obligation in den Hut desselben, der umgekehrt auf einem Schemel lag.

Endlich steckte Magister Gift den geleerten Beutel zu sich, überblickte die mehreren Reihen Geld noch einmal und sagte dann, legère mit der Hand darauf deutend:

„Da, Nachbar Samuel! Belieben Sie nachzuzählen."

Während dieser an den Tisch trat, ergriff der Magister seinen dreieckigen Hut, warf einen Blick auf das darinliegende Papier, nahm es auf, warf es wieder achtlos hinein, musterte die sehr düster werdende Miene des Bauers und setzte dann den Hut auf. Auf seinen Stock gelehnt, beide Hände darüber zusammenlegend, folgte er den Blicken und dem auf die kleinen Geldstücke tüpfenden Finger Samuel's. Er sah aus wie die leibhaftige Pfiffigkeit. Jetzt richtete sich der Bauer auf und kehrte sein finsteres Gesicht wieder dem Magister zu.

„Richtig?" fragte dieser kurzab.

„Mit Verlaub", erwiderte Samuel, „der Herr Magister haben zu viel Agio auf die Zehnkreuzer gerechnet. Dafür kann ich die Dinger nicht ausgeben. Der Ausfall beträgt gerade zwei Gulden."

„Ich hab' sie auch so nehmen müssen, Herr Nachbar."

„Im Handel und Wandel — mag sein; für baar dar-

geliehenes Geld kann das Keiner! Aber deshalb keine Feindschaft. Sie legen das Fehlende zu und die Sache ist aus der Welt."

„Keinen rothen Dreier!" sprach lachend der Magister, seinen Hut fester auf den Kopf pressend.

„Nun, wenn Sie's genirt, kann ich auch warten", meinte Samuel einlenkend. „Auf ein paar Tage soll's mir nicht ankommen. Sie wechseln die Zehnkreuzer um gegen Zwanzigkreuzer; diese will ich dann zu dem jetzt im Handel und Wandel üblichen Course für voll nehmen."

„Im Ernst?"

„Gewiß; mir ist's gar nicht wie Spaßen."

„Gut, Nachbar Samuel, ich habe ihr Wort. Morgen oder Uebermorgen sollen Sie befriedigt sein."

Mit ein paar raschen Strichen der halbgekrümmten Hand raffte der Magister das Geld wieder zusammen, ließ es in den Beutel fallen, und war so schnell zur Thüre hinaus, als dulde es ihn keine Minute mehr in dem Bauernhause.

„Ein unheimlicher Mensch!" sprach Samuel, ihm nachblickend, wie er über den Hofraum hastete. „Ich will doch froh sein, wenn ich erst nichts mehr mit ihm zu thun habe."

11.

Es vergingen zwei Tage, ohne daß der Magister sich wieder bei dem Nachbar einstellte. Samuel sah ihn während dieser Zeit mehrmals in großer Geschäftigkeit gehen und kommen. Auch am dritten Tage meldete sich der Magister noch nicht bei dem Bauer. Jetzt hielt dieser es für gerathen, den Säumigen in höflichster Weise an seine Pflicht zu erinnern. Er gab Acht, wann er nach Hause kam, entsendete darauf einen Boten und bat um einen recht baldigen freundlichen Besuch des Herrn Nachbars.

„Er müßte taub und blind sein, wenn er nicht herausfühlte, was diese Einladung bedeuten soll", sprach Samauel zu sich selbst, sein altfränkisches Pult öffnend und in den daselbst aufbewahrten Papieren suchend.

Der Bote kam mit verbindlichem Gegengruße zurück und meldete dem Bauer, daß sich der Herr Nachbar vermuthlich noch vor Abend in Person einfinden werde.

Samuel nickte stumm und fuhr fort zu suchen. Dann legte er sinnend die Hand an die Stirne.

„Sollte ich es ganz vergessen haben?"

Er erinnerte sich jetzt, daß er die Obligation in den Hut des Magisters gelegt hatte, es war ihm aber, als habe er sie nach Ueberzählung des Geldes wieder an sich genommen. Er durchsuchte alle Taschen, alle Schubfächer — die Obligation war verschwunden.

„Verdammt!" rief er aus. „Sollte sie der Nachbar

aus Versehen zu sich genommen haben? — Wäre sehr, sehr ärgerlich!“

In einer Aufregung, die bei Samuel's ruhiger Gemüthsart zu den Seltenheiten gehörte, verging Stunde nach Stunde, und der Magister kam immer noch nicht. Dem Bauer ward bange. Er schickte nochmals hinüber und ließ dringend und sofort um dessen Besuch bitten. Die Rückantwort des Boten lautete beunruhigend; der Magister war schon vor längerer Zeit ausgegangen.

„Am Ende führt der Mensch etwas gegen mich im Schilde!“ rief er besorgt aus und machte sich auf den Weg zur Mühle, um Jonas seine Noth zu klagen und den Rath des Freundes zu hören. Dieser war schnell mit einer Antwort bereit. Die eigenen Erfahrungen hatten ihn mißtrauisch gemacht, und dem Magister traute er seit der abscheulichen Behandlung des ihm so lieb gewesenen Eichbaumes Alles, selbst ein Verbrechen zu.

„Du hast es mit einem Schelme zu thun“, sagte er, als der Bauer ihm das Vorgefallene mitgetheilt hatte. „Zaudere nicht, sondern packe ihn gleich morgen an. Hält er dich aber mit Höflichkeiten und Redensarten hin, dann mach' es kurz und geh' mit ihm vor Gericht. Du wirst anders nicht mit ihm fertig!“

Samuel befolgte den Rath des Müllers. In eigener Person und mit dem festen Willen, seinen Zweck zu erreichen, stand er am andern Morgen, als er gesehen hatte, daß Josepha die Fensterläden öffnete, vor der Thür des unergründlichen Nachbars. Er begehrte sehr bestimmt und

mit so lauter Stimme, daß sie durch das ganze Haus dröhnte, den Magister zu sprechen. Josepha erwiderte darauf, ihr Herr lasse um diese Zeit Niemand zu sich, selbst nicht seinen Sohn. Er halte seine Morgenandacht und dann wolle er nicht gestört sein.

„Was ist's? Kann ich es nicht ausrichten?" fragte sie.

Dem Bauer riß die Geduld.

„Mahnen will ich ihn und um Geld komme ich", versetzte er, „das ich ihm vor Jahresfrist geliehen habe, damit er die Bude nach seinem Geschmacke aufputzen kann. Die Zeit ist abgelaufen, und da der Herr Magister von Worthalten nichts zu wissen scheint, muß ich ihn ja daran erinnern."

Josepha konnte nur darauf erwidern, daß sie ihrem Herrn nach beendigter Morgenandacht das Begehren des Nachbars kund thun werde.

Samuel mußte abermals unverrichteter Dinge in sein Gehöft zurückkehren. Es ward ihm ganz unheimlich zu Muthe. Zwar ruinirte ihn der Verlust der in Frage stehenden Summe nicht, nur die Art, wie er möglicherweise darum kommen konnte, machte ihn unwirsch und ließ ihn keine Ruhe finden.

Abermals vergingen Stunden — Magister Gift kam nicht. Samuel kleidete sich festtäglich an, nahm seinen Stock, den er nur trug, wenn er über Land ging, und klopfte hart an die Thür des Nachbars. Josepha öffnete.

„Nun, ist der Herr nunmehr zu sprechen?" fragte der Bauer.

„Sie meinen den Magister?“ erwiderte verwundert die hübsche Haushälterin. „Jesus Maria und Joseph, der ist ja schon vor zwei Stunden zu Ihnen gegangen!“

„Zu mir?“

„Er sagte es und gab mir noch Auftrag, daß, sollten Sie früher noch einmal hier nachfragen lassen, ich Ihnen sein Kommen melden möchte.“

Samuel kehrte auf der Stelle um, damit der auf einmal ganz unsichtbar gewordene Magister ihm ja nicht entgehe. Es war aber Niemand bei ihm gewesen oder hatte nach ihm gefragt.

„Es ist richtig, wie der Müller vermuthet!“ sprach er seufzend. „Ich muß schon ein Ende machen!“

Obwohl der Magister vermuthen konnte, was der so arg vernachlässigte Bauer vorhabe, ließ er sich doch auch an diesem Tage nicht sehen. Drei Tage später erhielt er eine Citation, die ihn für den nächsten Gerichtstag auf das ihm wohlbekannte Rathhaus entbot. Er lächelte sehr schlau und schlug hinter dem Rücken des Gerichtsdieners ein Schnippchen.

Es war ein gewitterschwüler Tag Ende Septembers, als Magister Gift guten Muthes den Weg nach der Stadt antrat, den er so oft schon, zu allen Stunden des Tags und der Nacht, zurückgelegt hatte. Selten hatte er sich körperlich kräftiger gefühlt; ob auch seine Seele heiter gestimmt war, ob Frieden in seinem Herzen wohnte, konnte man bei der großen Selbstbeherrschung des schwer zu ergründenden Mannes nicht wissen.

Der Weg fiel ihm aber schwer; er kam nicht von der Stelle und mußte ein paar Mal still stehen, um sich zu verschnaufen. Die dicke, trübe und völlig regungslose Luft mochte daran Schuld sein. Vor dem Ausbruche eines Erdbebens mag eine so schwere, dunstige Atmosphäre über Gegenden lagern, die von so furchtbaren Naturereignissen heimgesucht werden.

Gegen seine Gewohnheit trank Magister Gift ein Glas Wein, ehe er zu Rath ging. Das kräftigte ihn wieder und raschen, festen Schrittes stieg er die breite Sandsteintreppe zum Gerichtssaale hinauf.

„Sieh, das trifft sich gut", rief ihm der Gerichts-Actuarius zu, „Ihr Gegner ist schon drin; wenn Sie eilen, kann die Bagatelle gleich zuerst abgemacht werden."

„Wer ist denn mein Gegner?" fragte mit der unschuldigsten Miene von der Welt der Magister.

„Das wissen Sie nicht? Ihr Nachbar der Bauer Samuel."

„Ach, der! O, nun kann ich mir's denken! Wie gut, daß ich direct von ihm komme! Da läßt sich die Sache, und zwar ohne Vermittelung des Gerichtes, wie ich denke, schlichten. Ein bloßes Mißverständniß, nichts weiter!"

Der Diener öffnete dem wohlbekannten Herrn die Thür des Gerichtssaales. Magister Gift ward aufgefordert, dem Bauer Samuel das von diesem vor mehr als Jahresfrist erhaltene Capital, im Betrage zu hundert Thalern, mit Zinsen und Verzugszinsen zurückzuzahlen."

„Zweimal?" versetzte dieser. „Ich pflege immer nur

einmal zu bezahlen. Mein werther Herr Nachbar muß sehr zerstreut sein. Hier — mein Beleg!"

Samuel erbleichte vor Wuth und Schreck. Es war die zurückgegebene Obligation, die der Magister als Quittung producirte. Er mußte das Papier anerkennen, aber er blieb dabei, trotzdem kein Geld von dem Herrn empfangen zu haben.

„Ich habe es selbst auf Ihren Tisch gezählt in lauter guten Zehnkreuzerstücken, wissen Sie? Sie mäkelten noch daran und machten Umstände. Wie ich Ihnen aber den Agiozuschlag bewilligte, den ich hiermit berichtigen will, waren Sie zufrieden."

Mit diesen unter fortwährendem freundlichen Lächeln gesprochenen Worten legte Magister Gift auf die grüne Tafel vor dem völlig verstummten Bauer zwei blanke Guldenstücke hin und nahm ruhig seine Obligation wieder zu sich. Richter und Actuarien sahen einander verblüfft an. Des Bauers Schweigen kam ihnen seltsam, des Magisters Aussehen verdächtig vor.

„Wenn Ihr auf Eurer Behauptung beharrt, Samuel", nahm jetzt der Richter das Wort, „so werdet Ihr einen Eid leisten müssen, daß der Herr Magister die Schuld, wie Ihr sagt, nicht an Euch zurückbezahlt hat."

Samuel richtete sich hoch auf. Sein Aussehen war das eines geraden, ehrlichen, in seinen Rechten tief verletzten Mannes.

„Ich sollte schwören, ich?" rief er entrüstet aus. „Da sollte mir doch Gott die Finger verbrennen mit himmlischem

Feuer, wenn ich sie einer — einer solchen unsaubern Sache wegen erheben und ihn, den Allwissenden zum Zeugen anrufen wollte! Nein, meine Herren, ich schwöre nicht! Den Segen aber will ich auch nicht haben, den das Geld seinem jetzigen Besitzer bringen wird!"

„Sie scheinen verleumden zu wollen, Herr Nachbar", sagte höhnisch lächelnd der Magister. „Das verbitte ich mir. Ich, meinen Theils, kann schwören, wenn's sein muß!"

Er erhob die Rechte wie zum Schwur.

„Nicht gesund will ich bleiben drei Tage lang", fuhr er mit erhobener Stimme und mit blitzendem Auge fort, „wenn ich nicht gethan habe, wie ich vor diesen hochedlen Herren hier ausgesagt!"

Ein greller Feuerschein erleuchtete ein paar Augenblicke das dunkle Gerichtszimmer und färbte die Gesichter der Anwesenden bläulich-fahl. Klingend fielen die beiden Guldenstücke zu Boden unter Samuels Handbewegung.

„Teufelsgeld!" sprach der Bauer. „Verflucht sei die Hand, die es aufhebt!"

„Ich thue es, denn ich lache Ihrer Verwünschungen", sagte der Magister, bückte sich und steckte die beiden blanken Geldstücke mit großer Seelenruhe in die Tasche.

Ein zweiter Blitz zerriß das nachtschwarze Gewölk über den spitzen Giebelhäusern, und das knatternde, prasselnde Krachen eines furchtbaren Donnerschlags machte Fenster und Thüren erbeben.

„Das hat vermuthlich eingeschlagen", bemerkte Ma-

gister Gift und nahm seinen Hut auf, in dessen Höhlung er jetzt vorsichtig wieder die Obligation legte, während sein spöttisches Auge auf den eisig kalten und düstern Zügen des Bauers ruhte. „Wenn die hochedlen Herren nichts weiter zu sagen haben, so nehme ich meinen Abtritt.“

Er ward stumm entlassen. Samuel blickte ihm verächtlich nach.

„Gotteslästerer!“ murmelte er halblaut, verbeugte sich vor dem Richter und folgte nachdenklich dem Vorangegangenen.

14.

Das Gewitter tobte Stunden lang. Der Regen stürzte in Strömen herab, der Sturm brach und entwurzelte Bäume. Alle Straßen vereinsamten, kein Mensch wagte sich bei diesem fürchterlichen Unwetter in's Freie.

Erst nach Tische klärte sich der Himmel wieder auf. Samuel ging in trüben Gedanken der Heimat zu. Es drängte ihn, sich auszusprechen, um sein Herz zu erleichtern. Deshalb machte er einen kleinen Umweg nach der Mühle. Das hoch angeschwollene Wasser brauste in Schaumstrudeln über die Radkasten und stürzte in weitem Bogen in den Fluß hinab. Jonas stand unter der Thür und winkte dem alten Freunde.

„Weißt du das Neueste?“ rief er dem Bauer zu. „Der Blitz hat zweimal bei uns eingeschlagen heute Vormittag.

Zum ersten Male fuhr der Strahl in die verruinirte Wechseleiche und zerriß die ganze der Magisterwiese zugekehrte Seite derselben, sein Gegitter in tausend Stücke zersplitternd. Der zweite Blitz zündete sein Haus an; es ist aber seltsamerweise nichts abgebrannt, als die neuerbaute Erkerstube! Auch löschte das Feuer durch den Regen von selber wieder aus. Das wird ein Gerede geben unter den Leuten!"

Samuel ergriff die Mittheilung des Müllers dergestalt, daß ihm die Beine zitterten. Er mußte sich setzen. Während Minna dem Erschrockenen ein Glas Wein holte, erzählte er Jonas, was ihm begegnet war.

„Das ganze Dorf soll's erfahren!" schloß er seinen Bericht. „Und wenn der schreckliche Mensch jetzt nicht in sich geht, wo der Finger Gottes so vernehmbar bei ihm angeklopft hat, dann ist er bereits den höllischen Mächten verfallen!"

Magister Gift betrachtete die Verwüstungen des Blitzes mit ruhigem Auge. Amandus und Josepha fragte er nur, ob keins seiner Papiere verloren gegangen sei. Da man dies verneinte, nahm er sogleich die alte heitere Miene und zuversichtliche Haltung wieder an. Gegen Abend ging er nach der Wechseleiche, las die Splitter, welche der Blitz abgerissen hatte, zusammen, und legte sie am Fuße der Eiche nieder.

Mit Leuten sah man ihn weder an diesem noch an den nächsten Tagen sprechen. Er ließ sich überhaupt nicht sehen, und man sagte allgemein, der Schreck habe ihn krank gemacht.

Drei Tage später erfuhr die Gemeinde, daß er plötzlich gestorben sei. Ein Gerücht behauptete, der Schlag habe ihn gerührt und ihm zuerst die Zunge gelähmt. Amandus ließ ihn feierlich begraben. Nicht aus Theilnahme, nur aus Neugierde gab die halbe Gemeinde dem seltsam gearteten Manne, den Niemand geliebt, Alle aber gefürchtet hatten, das Grabgeleite. „Der hat falsch geschworen!“ raunten sich Alle heimlich zu.

Einige Wochen nach des Vaters Tode verließ Amandus das halb zerstörte Haus. Später ward es verkauft. Die hübsche Josepha beweinte ihren Herrn aus aufrichtigem Herzen. Es hieß, sie habe später dessen Sohne Amandus, der weit in die Ferne zog, ihre Hand als Gattin gereicht. Des Müllers Tochter verlobte sich im nächsten Frühjahre zur Freude ihres Vaters mit einem wohlhabenden Bauerssohne. Das Begrünen der schönen Eiche erlebte Jonas nicht mehr. Der Blitzstrahl mochte ihr doch geschadet haben, denn sie wollte keine gesunden Schößlinge mehr treiben. Deshalb ward sie ein Jahr später umgeschlagen, und das aus ihr gewonnene Holz unter die Armen der Gemeinde vertheilt.

Druck von J. S. Wassermann in Leipzig.

Willkomm, Ernst,

Mosaik ausgewählte Erzählungen

Bd.: 1

Leipzig 1860